Haus-, Hof- und Staats-Geschichten.

Erster Band.

Druck von Carl Bellmann in Prag 1869.

Haus-, Hof- und Staats-Geschichten.

Aus vergangenen Tagen.

Von

Julius Ebersberg.

Erster Band.

Prag 1869.

Carl Bellmann's Verlag.

So eine Arbeit wird eigentlich nie fertig; man muß sie für fertig erklären, wenn man nach Zeiten und Umständen das Mögliche gethan hat.

Göthe.

Besides I am no historian, I draw characters, I preserve anecdotes, which my superiors, the historians, may enchance in to their weighty annals or pass over at their pleasure.

Horace Walpole.

Inhalt.

Vorwort.

Die vorliegenden Schilderungen und Bilder aus dem Haus=, Hof= und Staatsleben der letztverflossenen Jahrhunderte sowie des gegenwärtigen sind ohne bedächtige Auswahl einer großen Anzahl ähnlicher Aufsätze entnommen, die sich seit zwanzig Jahren als Früchte fleißiger Auszüge und Exkurse gelegentlich tieferer geschichtlicher Studien in meinem Pulte angesammelt haben.

Ich hatte diese Mosaikarbeiten, wie sie am ehesten genannt zu werden verdienen, nicht für die gelehrte Welt, ursprünglich nicht einmal für die Oeffentlichkeit bestimmt, als ich sie ohne Hast und Eile in behaglichen Mußestunden und lediglich zu meinem Vergnügen zu Papier brachte. Wenn ich sie jetzt dem Drucke übergebe, so leitet mich der Wunsch, Jenen, die eine angenehme und nicht unnütze Unterhaltung suchen und denen die Lektüre der Romane

keine erwünschte Nahrung für Geist und Herz scheint, hier zu bieten, was sie freundlich ansprechen und nicht unbefriedigt lassen möge.

Solche Leser erlassen es mir gerne, ihnen die hundert und aber hundert Quellenwerke anzuführen, die ich in einem Vierteljahrhundert durchgelesen und von denen manches nur durch einen einzigen kleinen pikanten Zug das Lesen lohnte. Käme es darauf an, den Pomp der Vorstudien zur Schau zu stellen, so ließe sich diesen Skizzen ein den Umfang des Buches bedeutend anschwellendes Verzeichniß von Büchertiteln voransetzen.

Klosterbruck bei Znaim, Pfingsten 1869.

J. E.

Die Frauen Joseph's II.

Es ist eine der trübsten Schattenseiten im Leben dieses großen Fürsten, daß die Freuden des häuslichen Herdes, aus denen der Mann einen großen Theil seiner Kraft, Ruhe und Heiterkeit schöpft, ihm versagt waren.

Bei seinen edlen Kämpfen und seinen schweren Arbeiten schuldete ihm das Glück diese Ermuthigung und Belohnung. Es fehlt aber viel, daß das Glück immer seine Pflichten erfüllte. Oft bleibt es dem Menschen sein Leben lang schuldig, was es ihm hätte verleihen sollen.

Isabella, Infantin von Parma, war die Dame, welche Maria Theresia für ihren Thronerben wählte. Ihr Vater war der Herzog Philipp von Parma, einer der liebenswürdigsten Fürsten seiner Zeit, ihre Mutter Luise war die älteste Tochter Ludwigs XV., so daß sie von beiden Seiten zur Familie der Bourbons gehörte. Der Fürst Wenzel Liechtenstein hielt im Namen der Kaiserin um sie an und am 6. Oktober 1760 wurde in Wien die Hochzeit gefeiert. Die junge Prinzessin zählte achtzehn und Joseph neunzehn Jahre, als die Trauung stattfand.

Da der Erzherzog ein von Natur zärtliches Herz hatte, so verliebte er sich bald in seine Frau. Ohne gerade eine Schönheit zu sein, hatte sie ein angenehmes Aeußere. Ihre bräunliche, echt spanische Gesichtsfarbe kontrastirte mit der weißen Haut und den rothen Wangen der Erzherzoginnen, ihrer Schwägerinnen, von denen einige zu den reizendsten Damen in Europa gerechnet werden konnten. Sie hatte einen hübschen Mund, regelmäßige Zähne, ausdrucksvolle Augen, und obgleich ihr Gesicht ein wenig lang war, erhielten ihre Züge etwas Reizendes, wenn sie zuhörte oder sprach; aber so bald sie schwieg, und sich ihren Betrachtungen überließ, schien sich eine Wolke über ihr Gesicht zu verbreiten und eine geheimnißvolle Traurigkeit umhüllte sie mit ihren Schatten.

Mit einem hellen Verstande begabt, hatte sie die vorzüglichste Erziehung erhalten. Sie malte gut, spielte mehrere Instrumente, am besten die Violine, auf der sie Virtuosin war, und wurde von der Lebhaftigkeit ihres Temperamentes zu fortwährenden Beschäftigungen getrieben. Wenn sie mit ihrem Gatten allein war, so verstand sie die Kunst ihn zu fesseln und die Unterhaltung angenehm zu machen. Aber weder diese Talente, noch diese natürlichen Hilfsquellen, noch Josephs Leidenschaft vermochten den Trübsinn zu zerstreuen, der sie umfangen hielt. Dieser vermehrte sich im Gegentheile von Tag zu Tag und verschleierte nach und nach, gleich einem Nebel, ihren Charakter und ihren Verstand, so daß alle ihre Fähigkeiten in dieser trüben Wolke verschwanden. Kein Vergnügen, keine Zerstreuung, keine Bemühung ihrer Umgebung vermochten ihr die Heiterkeit oder die Ruhe wieder

zu geben. War dies die Wirkung einer Krankheit, einer unglücklichen Leidenschaft? Man hat dieses Räthsel nie lösen können; wenn Isabella, wie man annimmt, in der Tiefe ihres Herzens einen geheimen Schmerz nährte, so hat sie ihn mit sich ins Grab genommen.

Als Fürst Liechtenstein nach Italien kam und um ihre Hand anhielt, sagte sie ihm mit ernster und fast düsterer Miene: „Die Ehre, welche Ihre kaiserlichen Majestäten mir erzeigen, indem sie mir vor den übrigen Prinzessinen Europas den Vorzug geben und mich ihrem ältesten Sohne bestimmen, schmeichelt mir außerordentlich und diese Verbindung geht über meine Verdienste und meinen Ehrgeiz weit hinaus. Um so mehr muß ich bedauern, ihren Erwartungen nicht entsprechen zu können, denn ich bin überzeugt, daß ich nicht lange genug leben werde, um die Wünsche erfüllen zu können, welche sie hegen und die ihnen das Verlangen eingeflößt haben, mich in ihre Familie aufzunehmen."

Diese finstere Ahnung hörte keinen Augenblick auf, sie zu verfolgen. Von dem Tage an, wo sie Parma verließ, versicherte sie stets, daß sie nicht lange leben werde. Manche glaubten, daß sie in Italien über ihr Herz verfügt und ihre Liebe nicht habe besiegen können. Nach einer anderen Annahme hatte Isabella, von Schmerz aufgelöst, Tag ein Tag aus am Sarge ihrer Mutter, die kurz vorher, ehe der kaiserliche Hof ihrer gedachte, gestorben war (6. Dezember 1759), gekniet und zu Gott gefleht, sie bald mit der Vorangegangenen zu vereinigen. Als sie diesem verderblichen Kultus ihres Schmerzes sich hingab, schien es ihr einmal, als spräche

Jemand in der stillen Gruft die Zahl Drei aus. Exaltirt wie sie war, ergriff ihre Seele mit Begierde diesen, wie sie glaubte, prophetischen Ausspruch, und sie hoffte in drei Tagen ihren sehnlichsten Wunsch erfüllt zu sehen; aber die verhängnißvollen drei Tage vergingen, es verflossen drei Wochen, drei Monate und der Engel des Todes, auf dessen Kommen die Schwärmerin so zuversichtlich gehofft hatte, blieb noch immer aus.

Ihre durch übertriebene Frömmigkeit verdüsterte Phantasie stellte ihr das Leben auf der Erde als eine vorübergehende Prüfung dar, auf die ein ewiges Glück folgen werde, wenn der Tod sie mit dem Gegenstande ihrer Anbetung vereinigt habe. Sie hatte ihren Vater um die Erlaubniß gebeten, den Schleier nehmen und sich für den Rest ihrer Tage in ein Kloster begeben zu dürfen; da sie diese Gunst nicht erlangen konnte, so irrte sie gleich einem Gespenste durch die Welt. Wenn sie lächelte, so geschah es mit der Ergebung einer zum Tode Verurtheilten. Die Töne, welche sie ihrem Klaviere oder ihrer Violine entlockte, sprachen eine unüberwindliche Traurigkeit aus.

In ihrer neuen österreichischen Heimat gaben ihr Kaiser Franz und Maria Theresia die Freude, welche ihnen ihr Kommen und ihre Verbindung mit dem Thronfolger verursachten, auf tausend Arten zu erkennen. Auf der anderen Seite bewies ihr Joseph eine grenzenlose Liebe. „Ich bedauere weiter nichts," sagte er, „als daß ich ihr nur ein Herz zu schenken habe." Wenn sie in's Theater fuhr oder irgend einen anderen öffentlichen Ort besuchte, so begleitete sie ihr Gemal

fast immer, trug ihr den Mantel und bewies durch seine Haltung, seine Züge und seine Blicke, welche Freude er empfinde. Sein Benehmen überraschte um so mehr, als man ihn lange für einen kalten Mann gehalten hatte, der auf eheliches Glück keinen Anspruch machte. Isabella schien seine Liebe zu erwiedern und gab ihm alle äußeren Zeichen der Theilnahme, obgleich sie ein todtes Herz in der Brust trug, das gegen die Beweise seiner Zärtlichkeit unempfindlich blieb. Erschien sie mit ihm öffentlich oder war sie allein mit ihm, so zwang sie sich, einige Heiterkeit zu zeigen, aber sie bedurfte dazu einer großen geistigen Anstrengung. Kehrte sie in ihre Zimmer zurück und ließ man sie endlich allein, so versank sie sogleich in ihre Niedergeschlagenheit und Verzweiflung. Dann schien es dunkel um sie zu werden, und sie befand sich in jener düsteren, von Seufzern, unheimlichen Klängen und Stürmen erfüllten Nacht, die in Dante's Hölle die unglücklich Liebenden umgibt. Mit ihren Damen und mit der Erzherzogin Christine, welche sie sehr liebte, sprach sie nur vom Tode. Leichenfeierlichkeiten und Grabgewölbe bildeten den ganzen Hintergrund ihrer Gespräche. Ihre Traurigkeit war ihr so lieb geworden und sie überließ sich ihren Betrachtungen so gerne, daß sie die Einsamkeit aufsuchte, um sich in den Abgrund ihres Schmerzes ganz versenken zu können.

Ach, mit dem Trübsinn ist es wie mit dem Tode; wenn er auch hauptsächlich die Hütte des Armen heimsucht, so vermögen doch die Wachen, die an den Gitterthoren der Schlösser schildern, die Könige nicht gegen ihn zu schützen. Isabella's Großvater, Philipp V. von Spanien († 1746),

hatte immer an schwarzer Schwermuth gelitten, die oft Zufälle herbeiführte, welche fast wie ein Wahnsinn aussahen. Ohne bestimmte Krankheit blieb er oft sechs Wochen hinter einander im Bette liegen, ohne sich den Bart scheeren oder die Nägel schneiden zu lassen, und ohne das Leibweißzeug zu wechseln. Wenn dann das Hemd ihm in Stücken vom Leibe fiel, nahm er ein anderes nur aus den Händen der Königin an, weil er fürchtete, daß er sonst ein vergiftetes bekommen würde; mit seinen langen und harten Nägeln verwundete er sich öfters im Schlafe und behauptete nachher, man habe ihn boshafter Weise überfallen. Ja, manchmal bildete er sich ein, daß er gestorben sei und äußerte seine Verwunderung darüber, warum man ihn nicht begrabe. Mehrere Tage sprach er oft kein Wort und diese Stummheit endete gewöhnlich mit einem Anfalle von Wuth, er schlug, zerkratzte die Königin, den Beichtvater, den Leibarzt oder wer ihm sonst unter die Hände kam, oder zerbiß unter entsetzlichem Geschrei seine eigenen Arme. Wenn man ihn fragte, was ihm denn sei, so antwortete er: „nichts fehlt mir," fing dann zu singen an oder fiel wieder in sein beharrliches Schweigen zurück.

Im Jahre 1761 gebar Isabella eine Tochter, die man nach der Großmutter Theresia nannte und die von ihr leidenschaftlich geliebt wurde. Aber das Muttergefühl, die Liebe des Erzherzogs zu ihr und die sichere Aussicht, eines Tages den Thron zu besteigen, konnten den bösen Geist nicht bannen, der sich an ihre Schritte geheftet hatte. Mit düsterer Gleichgiltigkeit hörte sie von der Krönung Josephs zum rö-

mischen König und von den Festen reden, die man für diese Gelegenheit vorbereitete, und wiederholte häufig: „Das geht mich nichts an. Ich werde die Krone nie tragen, die man mir auf die Stirne drücken will." Weit entfernt davon, ihre schmerzlichen Ahnungen zu verbergen, schien sie nach Gelegenheiten zu suchen, sie gegen die Kaiserin, die Erzherzoginnen und ihre eigenen Ehrendamen auszusprechen. Eine Prophetin ihres eigenen Unterganges, war es, als ob sie immer riefe: „Wehe mir! Wehe mir!" Viele Frauen vom höchsten Range, in deren Aussagen kein Zweifel zu setzen ist, haben später bezeugt, daß Isabella's düstere Vorhersagungen immer wiederkehrten und fast aus allen ihren Gesprächen wie eine Todtenglocke herausklangen. Selbst die Kaiserin legte zuletzt ihre gewöhnliche Zurückhaltung ab und gab jenen Berichten in jedem Punkte Recht.

„Mehrmals," sagte eine jener Damen dem Reisenden Wraxal, „wenn die Prinzessin Isabella mich von ihren finsteren Gedanken unterhielt, machte ich den Versuch, sie bald durch ernste Gründe, bald durch Scherze zu widerlegen, aber sie blieb immer in derselben Stimmung und wiederholte unabläßig, daß sie bald sterben werde. Als sie mir eines Tages wieder ihr nahes Ende verkündete, sagte ich ihr: „Können Ihre Hoheit Ihre Tochter, dieses so zärtlich geliebte Kind, vergessen? Können Sie so gleichgiltig und kaltblütig davon reden, sie zu verlassen?" — „Sie glauben also, daß ich Ihnen meine Tochter lassen werde?" antwortete die Prinzessin, „o nein, Sie werden sie sechs, höchstens sieben Jahre behalten."

Das Merkwürdigste ist, daß diese Vorhersagung buch-

stäblich in Erfüllung ging. Ihre Tochter starb am 23. Januar 1770, genau sechs Jahre und zwei Monate nach dem Tage, an dem ihre Mutter im Grabgewölbe des Hauses Habsburg beigesetzt worden war.

Im Sommer des Jahres 1763 fühlte sich Isabella zum zweiten Male Mutter. Je näher die Zeit ihrer Niederkunft rückte, um so bestimmter wurde der Gedanke in ihr, daß sie bald aufhören werde zu leben. Der Erzherzogin Christine erklärte sie nicht blos, daß sie noch vor Ende des Jahres sterben werde, sondern bot ihr auch eine Wette an — die sonderbarste und düsterste Wette, die es vielleicht jemals gegeben hat. Ihre Schwägerin machte aus dieser Vorhersagung kein Geheimniß und die letztere wurde dadurch aller Welt bekannt.

In ihren Blicken, ihren Handlungen, ihren unbedeutendsten Reden trat die fixe Idee hervor, die von ihr Besitz genommen hatte. Als sie im Herbste vom Schlosse Laxenburg nach Wien zurückkehrte und die Höhe erreichte, von der man die Stadt überblickt, überlief sie ein Frösteln und sogleich rief sie aus: „Da kommt der Tod! der Tod!"

Indessen brachte der Monat November seine Kälte und seine Nebel mit, ohne daß irgend etwas auf die Erfüllung ihrer Vorhersagung hindeutete. Nichts desto weniger blieb sie bei der Behauptung, daß ihre Tage gezählt seien. Als sie am 18. Abends in ihrem Zimmer war, ließ ein Wecker, der auf einem Möbel stand, mehrmals sein Rasseln hören. Dieser unbedeutende Vorfall, der in irgend einer Störung des Mechanismus seinen Grund hatte und von einer heiteren Frau

gar nicht beachtet worden sein würde, traf die Erzherzogin mit der Wucht eines übernatürlichen Ereignisses. Sie wurde auf der Stelle bleich wie eine Bildsäule, und als ihre Damen sie nach der Ursache ihres Schreckens fragten, antwortete sie mit dumpfer Stimme: „Begreifen Sie denn nicht, daß es ein Signal, ein Ruf des Grabes ist?"

Indessen blieb sie bis zum Morgen des folgenden Tages wohl, aber als sie am Abend desselben (19. November) durch ihr Zimmer ging, hatte sie eine Anwandlung von Ohnmacht und sank in die Knie. Man trug sie auf ein Ruhebett und rief die Aerzte herbei. Ein Fieber brach aus und bald zeigten sich die Symptome der Blattern. Die Kranke begann zu phantasiren, glaubte abwesende Personen an ihr Bett treten zu sehen, rief ihnen unzusammenhängende Worte zu und hielt leidenschaftliche oder rührende Reden an sie. Ein Name, den sie oft wiederholte, bekräftigte die von Manchem gehegte Vermuthung, daß sie von einer unglücklichen Liebe gequält werde.

Am 22. November um ein Uhr Morgens wurde sie von einer Tochter entbunden, der man den Namen Christine gab. Dieses Kind lebte kaum vier und zwanzig Stunden.

Fünf Tage später, am 27. November, erlag auch die Mutter den verheerenden Blattern; es waren drei Jahre seit jenem verhängnißvollen Besuche am Sarge ihrer Mutter dahingegangen. Seit sie erkrankt war, hatte Joseph ihr Bett kaum verlassen. Von Schmerz und Müdigkeit überwältigt, wollte er sich sogar dann nicht entfernen, als die arme Prinzessin ihren letzten Seufzer ausgehaucht hatte. Man mußte ihn fast mit Gewalt aus dem Zimmer führen, dessen Luft

mit gefährlichen Dünsten geschwängert war. Sein Kummer war so heftig, daß er untröstlich zu sein und alle Herrschaft über sich verloren zu haben schien. Seine Schwester, die Erzherzogin Christine, Isabella's Freundin und Vertraute, benützte in bester Absicht ein bedenkliches und ungeschicktes Mittel. „Die Frau, welche Sie so schmerzlich betrauern,“ sagte sie zu ihrem Bruder, „und die Sie mit so viel Sorgfalt und Zärtlichkeit behandelt haben, gab sich nur den Anschein von Zärtlichkeit für Sie und hat Sie nie geliebt.“

Der Erzherzog war ein gefühlvoller Mann, und diese ebenso grausame als nutzlose Enthüllung nagte an seinem Herzen. Von nun an faßte er eine Abneigung gegen die Ehe und zweifelte am Herzen der Frauen. Sein grausames Geschick begann sich zu erfüllen: er sollte seiner hochherzigen und mühevollen Aufgabe allein, ohne Stütze und Ermuthigung genügen.

Ein sonderbares Ereigniß vollendete gewissermaßen die düstere Geschichte dieser ersten Ehe Josephs. Siebzehn Monate nach Isabella's Tode verirrte sich ihr Vater, Herzog Philipp von Parma, (am 18. Juli 1765) auf einer Jagd im Walde von Colorno und kam seinen Höflingen und den Treibern aus dem Gesichte. Man suchte ihn lange und fand endlich nur Fetzen seines Körpers. Man vermuthete, daß er vom Pferde gefallen sei und daß er, da er sich nicht habe erheben können oder bei dem Sturze plötzlich den Tod gefunden habe, von seinen Hunden zerrissen worden sei. Dies war wenigstens die ziemlich unwahrscheinlich klingende Erklärung,

welche man diesem tragischen Ereignisse gab, dessen Geheimniß niemals enthüllt worden ist.

So unglücklich die erste Ehe Josephs gewesen war, bestand die Kaiserin Maria Theresia unbedingt darauf, daß ihr Sohn sich zum zweiten Male vermäle; er war ja erst 23 Jahre alt. Um sein Widerstreben zu besiegen, bedurfte es der bestimmtesten, oft wiederholten Befehle und seines eigenen Wunsches, einen Sohn und Thronerben zu haben. Er gab endlich seine Einwilligung, und Maria Theresia beeilte sich, ihm eine Frau zu suchen. Vier Prinzessinnen boten sich ihr zur Auswahl dar.

Zuerst dachte man an die reizende Elisabeth von Braunschweig, die man bald darauf mit dem Neffen und Nachfolger Friedrichs II. vermälte, einer Art von Vitellius, der diese liebenswürdige Dame nicht verdiente. Sie war nicht bloß schön von Gestalt und Gesicht, sondern hatte auch viel Geist und tanzte zum Entzücken. Gerade ihre Talente und Reize waren vielleicht die Ursache, daß sie von der Wahl ausgeschlossen wurde; von Natur etwas eifersüchtig, mochte Maria Theresia fürchten, verdunkelt zu werden. Ueberdies war Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, einer der besten Generale des preußischen Heeres, der Bruder der jungen Dame, und die Kaiserin wollte nicht von ihr reden hören. Für die Prinzessin und Joseph II. war das ein Unglück. Von ihrem Gatten bald angeekelt und durch seine Ausschweifungen gereizt und ermächtigt, sich einige Freiheiten zu erlauben, wurde sie nach vier Jahren verstoßen und in die Festung Küstrin eingeschlossen, wo ihre natürliche Heiterkeit sie nicht gegen

Langeweile zu schützen vermochte. Sie überlebte ihren Gemahl um 43 Jahre und starb 94 Jahre alt im Jahre 1840.

Benedikta von Portugal war die zweite Kandidatin, deren Eigenschaften und Ansprüche man prüfte. Da der Kaiser Franz hatte sagen hören, daß ihr Aeußeres Zweifel an ihrer Fruchtbarkeit einflöße, so erklärte er sich energisch gegen sie. Diese Dame heiratete erst spät, am 27. April 1777, ihren Neffen Joseph Franz und erreichte ebenfalls ein sehr hohes Alter; 1828 ließ Don Miguel, ihr grausamer Großneffe, die arme 82jährige Prinzessin ins Gefängniß werfen; bald darauf, am 18. August 1829, starb sie.

Nun blieben noch eine Prinzessin von Sachsen und eine Prinzessin von Baiern, welche die Natur beide nicht dazu bestimmt hatte, den Augen zu gefallen. Maria Theresia wollte ein Urtheil über sie hören und befragte ihren, durch Freimut und Jovialität ausgezeichneten Oberst-Stallmeister Karl von Dietrichstein, der für einen großen Kenner der weiblichen Schönheit galt. Er sollte ihr sagen, welcher von beiden Damen er den Vorzug geben würde, wenn er zwischen ihnen zu wählen hätte. Lang verweigerte er jede Erklärung, aber als die Kaiserin in ihn drang und ihm die Versicherung gab, daß er ohne Furcht vor ihrer Ungnade sprechen könne, sagte er endlich: „Ich gestehe Euer Majestät, wenn ich der freie Herr meiner Handlungen wäre, so würde ich weder die eine noch die andere wählen, aber setzte man mir das Messer an die Kehle und zwänge man mich eine zu nehmen, so würde ich die Baierin wählen, denn sie hat doch wenigstens — einen Busen." Die Kaiserin lachte laut auf und erklärte sich mit

dem mildernden Umstande einverstanden, den der Höfling anführte.

Joseph wollte sich erst dann entscheiden, wenn er nach dem Augenscheine urtheilen könne. Man traf daher Anstalten, ihm die junge sächsische Dame vorzustellen. Kunigunde, eine jüngere Tochter des polnischen Königs August III., war eine Schwester des Herzogs Albrecht von Sachsen-Teschen, welcher der Erzherzogin Christine den Hof machte und ihr Herz erobert hatte. Die letztere wünschte die Heirat zu Stande zu bringen und dadurch ihre eigene Verbindung zu erleichtern, die Kaiser Franz nicht gerne sah. Die verabredete Zusammenkunft fand im Sommer von 1764 auf einer Jagd in der Nähe von Teplitz statt. Weder die Schönheit der Landschaft, noch das frische Grün, noch die reizende Jahreszeit, noch alle Hilfsmittel der Toilette vermochten den beklagenswerthen Eindruck zu schwächen, welchen die junge Dame machte. Sie saß zu Pferde, mager wie ein Gerippe und mit einem sehr sichtbaren Barte geschmückt. Joseph kam ganz aus der Fassung, brach die Unterredung nach einigen Augenblicken ab und beeilte sich, diese Erscheinung zu vergessen. Um die männliche Braut zu trösten, gab ihr der kaiserliche Hof die beiden Abteien Essen und Thoren, in deren Besitz sie es zu einem Alter von 86 Jahren brachte und 1826 starb.

Nun gab es keine Wahl mehr, und mit geschlossenen Augen nahm Joseph die baierische Prinzessin, eine Schwester Maximilian Josephs. Beide waren die letzten Glieder der kurfürstlichen Familie, und da der Kurfürst keine Kinder hatte, so gestattete die beabsichtigte Heirat vielleicht eines Tages

seine Staaten in Anspruch zu nehmen, auf die der österreichische Hof stets seine Augen gerichtet hatte.

Am 20. Januar 1765 erfolgte die eheliche Verbindung unter mehrtägigen Festlichkeiten, denen Joseph doch so gerne entgangen wäre. Indessen knüpfte seine Mutter an diesen Tag ein schönes Fest, welches auch seinem Herzen Freude machte. Sie gab nämlich fünf und zwanzig Brautpaaren von gutem Rufe eine reichliche Ausstattung, ließ sie zehn Tage nach Josephs Vermälung durch fünf und zwanzig Jubelpaare nach St. Stephan geleiten und allen zusammen auf einmal die priesterliche Einsegnung ertheilen.

Die junge römische Königin war nicht unbedingt häßlich, obgleich sie weder die anmuthige Haltung, noch den lebhaften Gesichtsausdruck, noch den merkwürdigen Verstand ihrer Vorgängerin Isabella besaß. Im Anfange schien Joseph mit ihr zufrieden zu sein, und man hoffte, daß sein gutes Herz ihn darüber hinweg sehen lassen werde, daß es ihr an Reizen fehlte. Selbst diejenigen, welche ihr übel wollten, mußten eingestehen, daß sie gegen Jedermann liebenswürdig und zuvorkommend sei, aber sie hatte einen beschränkten Geist und dies war um so trauriger, als man ihre Erziehung vernachlässigt hatte. Baiern ist damals ein großes Kloster gewesen, in dem eine kleinliche und übertriebene Frömmigkeit Geschmack, Wissen und Talent ersetzen mußte. Ein Körperfehler machte sie unfähig, die Hoffnung der kaiserlichen Familie zu erfüllen. Dem Kurfürsten konnte das nicht unbekannt gewesen sein, und er hätte daher die Zukunft seiner Schwester nicht dadurch aufs Spiel setzen sollen, daß er den Wiener Hof betrog, aber

der Ehrgeiz, oder richtiger gesagt die Eitelkeit trug in seinem Herzen über die Klugheit, die brüderliche Liebe und die Ehrlichkeit den Sieg davon. Er wollte sich um jeden Preis mit dem Kaiserhause verbinden.

Joseph II. hatte die schmerzliche Folge zu tragen. Welch' ein seltsames Geschick! Seine erste Frau, die er anbetete, hatte keine Zuneigung für ihn, und die zweite, die er nicht leiden konnte, liebte ihn leidenschaftlich. Was hätte sie nicht Alles gethan, um ihm zu gefallen? In der Hoffnung sein Herz zu rühren, trieb sie die Gefälligkeit und den Gehorsam gegen ihn bis zur Demut. So oft er in ihr Zimmer trat, zitterte und erbleichte sie! Vergebliche Mühe! Wie es Frauen, die nicht geliebt werden, gewöhnlich zu geschehen pflegt, machte ihn ihre Zärtlichkeit kälter, statt ihn an sie heranzuziehen. Nach und nach gab er ihr seinen Widerwillen offen zu erkennen. Beschämend war die grelle Entfernung, in der er sich von ihr hielt, trotz der Vorstellungen der Mutter, welche dieser Skandal oft in Harnisch jagte. Unter Anderem ließ Joseph auf dem Balkon, der vor dem gemeinsamen Salon war, einen Verschlag anbringen, damit seine Gemalin ihm dort nicht begegnen könne, und er stieg lieber vor aller Welt Augen zum Fenster hinaus, als daß er durch den Salon ging, aus dem die Thüre zum Balkon führte. Um ihr Unglück zu vollenden, machte ein Skorbutanfall das Gesicht der armen Josepha — so hieß sie — häßlich und entstellte ihren Körper. Ihr Gatte, so gut und mitleidig er war, vermochte ihren Anblick von dieser Zeit an nicht mehr zu ertragen.

„Meine Frau wird mir unausstehlich," sagte er eines

Tages zu einer Dame, die sein Vertrauen hatte, „und ich kann dieses Gefühl nicht mehr überwinden. Man wünscht, daß ich Kinder habe, aber wie soll ich dazu kommen? Wenn es an ihrem Körper nur eine einzige Stelle gäbe, so groß wie die Spitze eines Fingers, die nicht mit Finnen bedeckt wäre, so würde ich den Versuch machen, meine Mutter zufriedenzustellen."

Der Kaiser Franz war der Einzige der ganzen kaiserlichen Familie, welcher der Unglücklichen Theilnahme und Liebe bewies, sie schützte und tröstete. Als er im Schlosse zu Innsbruck am 18. August 1765 plötzlich starb, konnte sie den Verzweiflungsschrei nicht zurückhalten: „Ich Unglückliche, ich habe meine einzige Stütze verloren!" In der That war sie von diesem Tage einsam und wurde wie eine Geächtete oder wie ein unheilbringendes Wesen gemieden. Selbst Maria Theresia behandelte sie mit Kälte. Die Erzherzogin Christine, welche dieser Heirat aus persönlichen Gründen stets entgegen gewesen war, versuchte vergebens, der unglücklichen Frau ihre feindseligen Gesinnungen zu verbergen.

Die Arme irrte in der Kaiserburg wie in einer Einöde umher, keine Hand streckte sich der ihrigen entgegen, Niemand tröstete sie in ihrem Leide, Niemand richtete sie durch sein Mitleid auf. Allerdings war sie in Folge ihrer Gesichtszüge und ihrer Körperformen wenig dazu geeignet, die Herzen zu gewinnen; aber durfte man sie für diese natürlichen Fehler büßen lassen? Sie war gut, sanft und liebevoll, das Volk hatte seine Hoffnung auf sie gesetzt, und wie müsste man nicht mit ihrem unglücklichen Geschicke Mitleid empfinden?

Endlich machte die Ruhe des Sarges ihrem Leiden ein Ende. Am 21. Mai 1767 wurde sie von den Blattern befallen und die Krankheit nahm bald einen furchtbaren Charakter an. Maria Theresia, welche sie besuchte, wurde auf der Stelle angesteckt und erkrankte so schwer, daß sie ihre Rettung blos der außerordentlichen Sorgfalt van Swieten's verdankte. Zwischen seine Gattin und seine Mutter gestellt, beschäftigte sich Joseph nur mit Maria Theresia. Er wollte sie keinen Augenblick verlassen, ließ im nächsten Zimmer ein Bett für sich aufschlagen und brachte mehrere Nächte bei ihr zu, ohne die Regierungsgeschäfte darüber zu vernachlässigen. Als auch die Erzherzogin Christine an den Blattern erkrankte, herrschte am Hofe und in ganz Wien die größte Bestürzung, denn es ließ sich nicht voraussehen, wo die Ansteckung in der kaiserlichen Familie Halt machen werde. Man erinnerte sich keiner Zeit, in der drei Mitglieder derselben zugleich die Blattern gehabt hätten, denen im 18. Jahrhundert 1 Kaiser (Joseph I.), 2 Kaiserinnen, 6 Erzherzoge und Erzherzoginnen, 1 Kurfürst von Sachsen und der letzte Kurfürst von Baiern erlagen, da man die Krankheit nicht zu behandeln wußte. Die Theater spielten nicht mehr, das heilige Sakrament wurde in den Kirchen Tag und Nacht ausgestellt, die Menge strömte aus der Stadt und den Vorstädten in dieselben, der Erzbischof Migazzi hielt in Person Gottesdienst und überall wurden Messen gelesen und Gebete angestellt.

Während dieser Zeit kam die Schwester Maximilian Josephs dem Tode näher und näher. Die Krankheit hatte sie auf eine so furchtbare Weise befallen, daß noch bei ihrem Le-

ben mehrere Theile ihres Körpers abstarben und gewisse Stellen ihres Gesichtes schwarz wurden und sich zersetzten. Vom ersten Augenblicke an bis zum letzten bewies sie eine engelgleiche Ergebung. Am 27. Mai verlor sie das Bewußtsein, am 28., um 6 Uhr Morgens, starb sie. Die rasche Verwesung ihres Körpers machte es nöthig, sie mit eingenähtem Gesichte auf dem Paradebette auszustellen. Dieser Umstand rief das einfältigste Gerücht hervor; das Volk behauptete nämlich, daß die junge Frau nicht todt sei, daß man statt ihrer einen Stein begraben habe, daß sie selbst, allen Blicken unzugänglich, in einer belgischen Festung oder in einem böhmischen Kloster lebe, und daß dies allein Joseph während seiner ganzen Regierung verhindere, sich zum dritten Male zu vermälen, so allgemein eine solche Verbindung auch gewünscht werde.

Am 30. führte ein schweigsamer Leichenzug die Verstorbene in das Grabgewölbe der kaiserlichen Familie. Mit Maria Theresia ging es schlechter. Am 1. Juni begann sie zu phantasiren und man gab ihr die letzte Oelung. Der Herzog von Sachsen-Teschen, der sie besucht hatte, wäre beinahe auch gestorben. Endlich besserte es sich aber mit allen drei Kranken und am 22. Juni wurde in der Stephanskirche wegen ihrer Genesung ein feierliches Te Deum gesungen. Maria Theresia wohnte dem Gottesdienste bei, trotz des strömenden Regens, von dem auch die Menge der Neugierigen sich keinen Augenblick vertreiben ließ.

Es war wirklich als ob eine Art Fluch auf der armen Josepha von Baiern geruht hätte. Schon während ihres Lebens so verhängnißvoll, wurde sie nach ihrem Tode noch ge-

fährlicher. Eine Namensschwester sollte ihr unter wahrhaft tragischen Umständen zum Opfer fallen.

Die Erzherzogin Josepha, die sechste Tochter der Kaiserin, entzückte durch ihre Schönheit alle Augen und gewann durch ihre Liebenswürdigkeit alle Herzen; Ferdinand IV., König beider Sizilien, hatte um die Hand ihrer älteren Schwester, der Erzherzogin Johanna, gebeten. Diese war aber 1762, vor der zur Vermälung festgesetzten Zeit, gestorben. Nach Verlauf einiger Zeit entschied man, daß die liebenswürdige Josepha sie ersetzen solle. Die Abreise der Braut wurde für den 15. September 1767 bestimmt und man hatte alle Vorbereitungen getroffen, als eine düstere Scene sie überflüssig machte.

Maria Theresia wollte nicht, daß Josepha Oesterreich verlasse, ohne sich dem Gebrauche der Familie gefügt und in der Gruft der Kapuzinerkirche, an den Särgen ihrer Ahnen, ihre Andacht verrichtet zu haben. Sie bestand unbedingt darauf, daß ihre Tochter im Grabgewölbe bete. Als ob die Letztere ihr unglückliches Ende ahnte, sträubte sie sich gegen den mütterlichen Befehl. Sie bat dringend, ihr eine so traurige Ceremonie zu erlassen, welche sie mit einem unüberwindlichen Abscheu und einem geheimnißvollen Schrecken erfülle. Die fromme Mutter ließ sich so wenig rühren als das Schicksal. Als die Erzherzogin in den Wagen stieg, der sie zu den Kapuzinern führte, zerfloß sie in Thränen und zitternd stieg sie die Stufen zum Grabgewölbe hinab. Seit dem Tage der Beisetzung der Gemalin Josephs II. waren erst drei und ein halber Monat verflossen; nach der allgemeinen Meinung war der unterirdische Raum noch von den Miasmen der Leiche

erfüllt. In Folge einer Verkettung unglücklicher Umstände war der bleierne Sarg noch nicht fertig geworden, der sie gleich allen anderen Leichen der kaiserlichen Familie einschließen sollte. Ihre pesthauchenden Ueberreste lagen also in einem hölzernen Sarge, doch hatte man Sorge getragen, das Gewölbe zu lüften und einen dicken Teppich auf den Sarg zu legen.

Die Erzherzogin kniete vor der Leiche nieder, wie der Verurtheilte vor dem Blocke des Henkers kniet. Sogleich theilte ein Keim der Krankheit sich ihr mit; kaum hatte die Erzherzogin die düsteren Räume verlassen, so fühlte sie sich unwohl. Bald brachen die Blattern aus, die Anstrengungen der Wissenschaft scheiterten an dem furchtbaren Uebel und am 15. Oktober, einen Monat nach dem für ihre Abreise bestimmten Tage, hatte die junge Prinzessin ausgeathmet. Die Kronen, die man auf die Gräber legte, ersetzten ihr die Brautkrone, und statt der Freudenfeuer leuchteten ihr Todtenfackeln. Der flegmatische Ferdinand IV. beider Sizilien heiratete ein Jahr später die jüngere Schwester seiner beiden verewigten Bräute, Maria Karolina, die ihm bekanntlich in einer 46jährigen Ehe genug zu schaffen machte, ihm aber den Geschmack am häuslichen Glücke doch so wenig verleidete, daß der schon 63jährige Greis zehn Wochen nach ihrem Tode (1814) sich mit einer erst 27jährigen Gunstdame wieder vermälte, die er zur Herzogin von Floridia erhob und die ihn um ein Jahr überlebte († 1826).

Josephs Wunsch, ein drittes Ehebündniß zu schließen, kann nicht bezweifelt werden; er unternahm hauptsächlich die-

ses Zweckes halber die zwei Reisen nach Italien 1769 und 1774 und die französiche 1777, er konnte aber eine schöne Frau, wie er sie wünschte, unter den durchlauchtigen und katholischen Prinzessinen Europas nicht finden. Als er seinen Neffen Franz nach Wien kommen ließ und zum Nachfolger bestimmte, hatte er auf eine dritte Heirat bereits verzichtet.

Was vorübergehende Unterhaltungen betrifft, so ließ er die Gegenstände derselben, wie manche seiner Lobredner behaupten, aus moralischen Grundsätzen bloß aus den Nymphen wählen, deren keine aber leicht zum zweitenmale gerufen wurde. Ein Souveraind'or war die gewöhnliche Belohnung, die auch bisweilen überstiegen, aber nie vermindert wurde. „Welchen üblen Einfluß diese Art sich zu vergnügen, auf die Gesundheit des Monarchen gehabt hat," schreibt sein Zeitgenosse, Hofrath Bretschneider, „das ist in Wien Jedermann bekannt; ob es aber wahr ist, was man ebenfalls sagt, daß ihn nämlich der Leibchirurg Brambilla, um sich nothwendig zu machen und einen freien Zutritt zu haben, niemals recht geheilt habe, — dies kann ich nicht behaupten. Der Herr war übrigens nichts weniger als Misogin. Er liebte den Umgang mit Frauenzimmern, wenn er aber merkte, daß das Herz Antheil zu nehmen begann, dann zog er sich weislich zurück, weil er die Macht der weiblichen Reize und die Sucht der Weiber, sich in Geschäfte zu mengen, fürchtete. Unter seiner Mutter hatte er freilich genug Beispiele erlebt, die seine Behutsamkeit rechtfertigen konnten, aber, da er physisch ohne Weiber nicht sein konnte, so hätte er doch wohl besser gethan, wenn er mit Beibehaltung seiner Grundsätze in eine anhal-

tende Verbindung getreten und den Gegenstand seiner Zuneigung in gehöriger Entfernung gehalten hätte. Vielleicht wäre es auch dahin gekommen, wenn nur eine seiner vielen Bekanntschaften die Probe ausgehalten hätte. Ich selbst habe deren zwei gekannt, die ganz fest glaubten, sich für ihre Freunde verwenden zu können oder nach Geheimnissen fragen zu dürfen, und sie wurden auf der Stelle abgedankt."

Uebrigens war der Kaiser zu keiner Zeit seines Lebens ein Libertin oder zu Excessen mit Frauen geneigt, wie Franz sein Vater und Leopold sein Bruder es bekanntlich waren. Seine Liebschaften, wenn er dergleichen gehabt hat, sind immer von kurzer Dauer gewesen, heimlich gepflogen und nie mit Skandal oder Aufwand verbunden. Wraxal fragte eine Dame, die den Kaiser gut kannte, ob man wohl glaube, daß er natürliche Kinder habe? — „Ich kann es nicht genau sagen," erwiederte sie, „aber das kann ich versichern, daß, wenn er deren hat, sie dem Staate nicht zur Last fallen werden. Fünfzig Dukaten jährlich werde ihre ganze Apanage ausmachen." Der Kaiser liebte es bei seinen Harun-al-Raschid-Umgängen unter den Volksmassen, unter dem Schatten der Nacht, wo er wußte, daß er weder bekannt noch beobachtet war, Frauen anzusprechen und er nahm sich da wohl einige harmlose Freiheiten mit ihrer Person heraus, welches das Aeußerste seiner Galanterie war.

Die Tochter des Oberst-Stallmeisters Grafen Dietrichstein, die „himmlische" Therese, war eine der letzten Damen, die Joseph auszeichnete. Er vermälte sie 1787, wo er in den Türkenkrieg zog, seinem vertrauten Reisebegleiter und Käm-

merer Grafen Philipp Kinsky.*) Dieser war ein finsterer, stolzer Mann; er glaubte sich verletzt, wähnte sich zum Deckmantel (oder wie die Wiener sagen zum Elephanten) mißbraucht, glaubte an ein mehr als platonisches Verhältniß zwischen Theresen und dem Kaiser, schied gleich nach der Trauung von ihr, eilte nach Venedig und Rom und hat sie niemals berührt. Die vornehmsten, edelsten Männer warben um die Herrliche, die, so wie Kinsky, auch ihrerseits sogleich an Scheidung dachte, aber der Katholizismus beider stand unerbittlich im Wege. Endlich nach zwanzig Jahren gab der Nuntius Severoli in Wien den Rath, sie möchte konstatiren, die Trauung sei unter den heftigsten, von Theresen überhaupt ungemein gefürchteten Gewitterschlägen geschehen und sie sei dabei stets halb ohnmächtig und fast ganz bewußtlos gewesen. Der Kopulant, der in der Nikolsburger Schloßkirche die Trauung vorgenommen hatte, der Bruder der Mutter Theresens, Graf Leopold von Thun, letzter Fürsterzbischof von Passau, gab das nicht sehr pflichtgemäße Attest: „er habe gar nicht gehört, daß die Ohnmächtige das Ja ausgesprochen habe." Damit ließen die anderwärts mit klingenden Gründen mächtig bearbeiteten Römlinge sich begnügen, Kinsky's Ehe ward als wesentlich defekt, ja null erklärt und nun vermälte sich die

*) Philipp war der jüngere Bruder von Franz Kinsky, der einer der Lieblinge des Kaisers, sein Reisebegleiter, General und Vorstand der Militär-Akademie zu Wiener-Neustadt war, die er mit herbstem Pedantismus dirigirte. Joseph hatte ihn in die Karlsakademie des Herzogs von Würtemberg, der in dieser Beziehung Ruf hatte, ausdrücklich reisen lassen.

inzwischen 39 Jahre alt gewordene „himmlische" Therese 1807 mit dem Grafen Max Meerveldt, der 1797 den ersten Waffenstillstand mit Napoleon vor dem Frieden zu Campoformio zu Leobenschloß und zuletzt noch in der Schlacht bei Leipzig, wo er gefangen wurde, von Napoleon an Kaiser Franz zum Behuf einer Unterhandlung abgeschickt wurde. Er starb, in verschiedenen Missionen gebraucht, 1815 als Gesandter in London. Die „himmlische" Therese folgte ihm 1821, 53jährig in's Grab.

So verging das Leben des großen Kaisers. Ein verhängnißvolles und ungerechtes Geschick entführte ihm, einem Sturmwinde gleich, die süßesten Freuden, welche die Natur dem Menschen schickt und beraubte ihn aller Blüthen seines Frühlings. Joseph war als Gatte und Vater gleich unglücklich. Sein liebebedürftiges Herz wendete sich nun ausschließlich den Völkern zu; aber eine gewisse Bitterkeit blieb im Herzen zurück und brach oft plötzlich hervor, wie verderbender Blitz; die Wolke, aus der er kam, waren die vernichteten Hoffnungen seiner Jugend. Es blieb ihm kein anderer Trost, keine andere sittliche Stütze, als die großen Ideen, die seinen Geist und sein Herz erwärmten. Er vergaß sich selbst; von den gewöhnlichen Leidenschaften gewissermaßen befreit, dachte er allein an das Glück Anderer, liebte blos die Wahrheit, hatte keine andere Erholung als die Gerechtigkeit, verachtete den Kummer, die Ermüdung, den Haß seiner Feinde und schritt mit Begeisterung dem Ziele seines Strebens entgegen. In seinen späteren Jahren fand der Kaiser jeden Abend in einem Kreise von fünf ausgewählten

Frauen, die alle verheiratet waren und denen er eine ideale Verehrung widmete, eine willkommene Erholung von den Mühseligkeiten des Lebens. Diese Damen waren nebst der „himmlischen" Therese Kinsky die verwitweten Fürstinnen Franz Liechtenstein und Karl Liechtenstein, die Fürstin Klary und die Gräfin Ernst Kaunitz. Ernste Besprechungen über Wissenschaften und Künste wechselten hier mit harmlosem Scherz, Vorlesungen interessanter Bücher mit musikalischen Aufführungen. Nur auf die Politik ließ sich Joseph nicht ein. Jeden Versuch, die politischen Tagesneuigkeiten auf das Tapet zu bringen, beseitigte er auf ungezwungene Weise oder führte die Fragerinnen auch wohl zuweilen ab. So fragte einst eine von den Fürstinnen Liechtenstein, um dem Monarchen irgend eine Aeußerung zu entlocken: „Was den Türkenkrieg betrifft, so glaube ich nicht, daß viel dabei zu gewinnen ist." .... „Wenigstens die Pest", fiel der Kaiser ein und das Gespräch hatte natürlich ein Ende.

Auf dem Todtenbette nahm er in folgendem Brief an die Fürstin Franz Lichtenstein, geb. Sternberg, von diesen fünf Damen Abschied; das Billet trug die liebenswürdig galante Adresse: „Aux cinq dames reunies de la société, qui m'y toleraient":

„Mein Ende naht heran. Es ist Zeit, Ihnen noch durch diese Zeilen meine ganze Erkenntlichkeit für jene Güte, Politesse, Freundschaft und angenehme Feinheit zu bezeigen, die Sie mir während so vieler Jahre, welche wir in Gesellschaft mit einander zugebracht haben, zu erweisen und angedeihen zu lassen die Gewogenheit hatten. Ich bereue

keinen Tag, keiner war mir zuwider. Das Vergnügen, mit Ihnen umzugehen, ist das einzige verdienstliche Opfer, das ich darbringe, indem ich die Welt verlasse. Haben Sie die Güte, sich meiner in Ihrem Gebete zu erinnern. Ich kann die Gnade und unendliche Barmherzigkeit der Vorsehung in Anbetracht meiner nicht genug mit Dank anerkennen; im Vertrauen auf sie erwarte ich mit ganzer Resignation meine letzte Stunde. Sie werden meine unleserliche Schrift nicht mehr lesen können. Sie beweist meinen Zustand.

Joseph."

Die Damen übersandten Tags darauf (am 19. Februar 1790) folgende „Antwort auf das Abschiedsbillet ihres Kaisers" höchst wahrscheinlich aus Theresens Feder:

„In meinem und meiner vier Gespielinnen Namen wage ich es, Euer Majestät ihre Gesinnungen, verbunden mit den meinigen, auszudrücken. Bewunderung, lebhafteste Erkenntlichkeit, heftigster Schmerz sind die einzigen Gefühle, für welche wir in diesem Augenblicke empfänglich sind. Diese Gesellschaft, deren Seele Euer Majestät waren, wird sich nie mehr (sollte ja der göttliche Rathschluß uns des Glückes, Höchstdieselben darin zu sehen, berauben) in einer anderen Absicht versammeln, als um Euer Majestät zu beweinen, Ihren Verlust zu betrauern, des verflossenen Glückes zu gedenken und zu Gott für Euer Majestät jeden Tag unseres Lebens zu beten. Dieses ist es, wozu sich jede von uns bis zu dem letzten Athemzuge auf das feierlichste verbindet."

Eine Thron-Entsagung in Piemont.

Gewiß hat schon mancher Freund der Geschichte die befremdliche Warnehmung gemacht, daß den Fürsten Piemonts die Last der Krone schwerer als anderen Machthabern fiel und nicht wenige von ihnen freiwillig zu Gunsten ihrer Nachfolger der Regierung entsagten, um den Abend ihrer Tage in der ungetrübten Ruhe des Privatlebens zu genießen. Um nur an einige bekanntere Beispiele zu erinnern, hat schon der erste, welcher den Titel „Herzog" führte, Amadeus VIII., der das Erstgeburtsrecht bestimmte und der Stifter des Mauritius- und Lazarus-Ordens war, das Stillleben zu Ripaglia mit den Regierungssorgen vertauscht und 1434 seinem Sohne Ludwig den Herzogshut auf die Locken gedrückt. In neuester Zeit sind die Abdankungen des Königs Karl Emanuel IV. zu Gunsten seines Bruders Viktor Emanuel I. am 4. Juni 1802 und dieses wieder zu Gunsten seines Bruders Karl Felix am 23. März und wiederholt am 13. April 1821 und jene Karl Alberts am 23. März 1849 merkwürdig geworden. In unseren Tagen sehen wir endlich seeschlangenartig das

Gerücht sich durch die Zeitungen winden, der jetzt regierende König beabsichtige dem Throne Italiens zu entsagen und hege Lust, sich in stiller Waldeinsamkeit dem edlen Waidwerke zu widmen und in jagdfreien Stunden Buße zu thun.

Eine fünfte, sehr denkwürdige Abdankung mit darauffolgender Reue ist jene des Königs Viktor Amadeus II., der vom Jahre 1680—1730, also ein halbes Jahrhundert regiert hat. Er versammelte am 2. September 1730 seine Familie und seine Räthe im Schlosse Rivoli und kündigte denselben seinen Entschluß an, zu Gunsten seines Sohnes, des Prinzen Karl Emanuel III. (1730—1773) die Krone niederzulegen, was er sofort ausführte. Diese That erregte Erstaunen, weil sie unerwartet war. Viktor Amadeus hatte vier Wochen früher (2. August) die Marquise von San Sebastian — aber heimlich — geheiratet, eine Dame, die damals 45 bis 52 Jahre zählte.

Gfrörer meint, „sie wäre nie vorher seine Geliebte gewesen," irrt aber, denn Viktor Amadeus hatte sie, eine geborne Carlotta Canale di Cumiana, als Ehrenfräulein seiner Mutter in interessante Umstände versetzt, worauf sie der Graf San Sebastian heiraten mußte, nach dessen Tode (1723) seine Witwe Ehrendame der königlichen Schwiegertochter wurde.

Der König behielt sich einen Jahresgehalt von 300.000 Skudi vor und reiste den 4. September 1730 mit der neuen Gemalin, die nunmehr den Titel „Marquise de Spino" führte, nach Chambery in Savoyen ab, wo er seinen Wohnsitz aufzuschlagen gedachte. Man hat die freiwillige Abdankung dieses Fürsten verschiedentlich erklärt. Einige sagen, es sei aus

Liebe zu der Marquise geschehen, aber diese Behauptung fällt durch den einfachen Einwurf, daß Viktor über die Jahre der Leidenschaft hinaus war, denn er zählte damals volle 65 Jahre, und daß die Marquise, auch wenn er fortregiert hätte, seine Gemalin sein konnte. Andere meinen, Viktor Amadeus habe sich vor den Folgen eines bevorstehenden Bruches zwischen Frankreich und Oesterreich gefürchtet, aber das ganze Leben dieses Fürsten liefert den Beweis, daß er durchaus nicht an Zartheit der Nerven litt und weder Krieg und Gewalt, noch Verbrechen scheute. Nur die Erklärung, welche zugleich die natürlichste ist, hält sich, daß er, niedergedrückt durch die Last der Regierungs-Geschäfte, die er stets selbst zu besorgen gewohnt war, sich nach Ruhe sehnte, und dieser Sehnsucht zu Liebe einen Schritt that, der ihn freilich bald wieder reute.

Vor der Abdankung hatte Viktor Amadeus Anordnung getroffen, daß seine alten Minister blieben. Dieselben waren: der Marquis von St. Thomas, der Marschall Rehbinder, ein Deutscher, und der Marquis von Ormea, den Cantù „il Richelieu del Piemonte“ nennt; auch sollte ihm täglich Bericht über die einlaufenden und ausgefertigten Sachen erstattet werden; kurz, der abgehende König hatte sich einen wesentlichen Antheil an der Regierung vorbehalten. Im Winter auf 1731 wurde Viktor Amadeus von einem Schlaganfall betroffen, der seine natürliche Reizbarkeit vermehrte. Seit dieser Krankheit blieben die täglichen Zusendungen von Turin aus, wie man sagt, weil der Marquis von Ormea, ein sehr ehrgeiziger Mann, dessen Einfluß auf Karl Emanuel täglich stieg, unwillig zwei Herren dienen zu müssen, einen Bruch

herbeiführen wollte. Darob faßte der alte König Groll gegen den Sohn und dessen Minister. Im Sommer 1731 sahen sich beide Könige zu Chambery; Karl Emanuel bat den Vater, nach Italien herüberzukommen, wo das Klima milder sei; in einer Unterredung mit dem Marquis von Ormea ließ der alte Herr seinem Zorn über die Minister die Zügel schießen. Während der junge König die Bäder zu Evian am Genfer See besuchte, reiste Viktor Amadeus plötzlich, anfangs September, über den Mont Cenis und begab sich erst ins Schloß von Rivoli, dann in das von Montcalieri. Kaum erfuhr der Sohn die Abreise des Vaters, als er über den Kleinen Bernhard nach Turin eilte, wo er zu gleicher Zeit eintraf, da sein Vater in Montcalieri ankam. Eine Zusammenkunft zwischen Vater und Sohn fand statt, bei welcher harte Worte fielen. Viktor Amadeus soll von einem hohen Beamten die Auslieferung seiner Abdankungsurkunde gefordert haben, Ormea sah, daß er verloren sei oder den alten König stürzen müsse.

In der Nacht vom 25. auf den 26. September 1731 berief Karl Emanuel einen geheimen Rath nach dem Schlosse nach Turin, auch der Erzbischof der Residenzstadt, Gattinara erschien; man schob diesen voran, weil kein Laie es wagte, die Verhaftung des abgedankten Königs zu beantragen. Gattinara stimmte hiefür auf den Grund hin, daß das öffentliche Wohl keinen neuen Wechsel dulde. Karl Emanuel sträubte sich eine Weile, ohne Zweifel nur zum Schein; in der Nacht vom 27. auf den 28. September 1731 unterzeichnete er einen Verhaftsbefehl gegen den Vater. Dieser Befehl wurde mit Härte vollzogen. Ein Haufe Grenadiere, theils mit Bajonetten

bewaffnet, theils Fackeln tragend, brach in das Zimmer ein, wo Viktor Amadeus an der Seite seiner Gattin schlief. Die Marquise („l'istigatrice dell' intempestiva ambizione" nennt sie Cantù) erwachte sogleich, sprang laut schreiend aus dem Bette, wurde von den Grenadieren ergriffen und in einer bereit stehenden Kutsche nach einem Nonnenkloster zu Carignan gebracht. Viktor Amadeus lag im tiefsten Schlafe; gewaltsam rüttelte ihn der Anführer der Grenadiere, Graf Perosa, auf. Als er zu sich kam und den vom eigenen Sohne unterschriebenen Verhaftsbefehl sah, wollte er sich zur Wehre setzen, und wurde endlich mit den Leintüchern, in denen er lag, umwickelt, nach dem Schlosse Rivoli fortgeschafft. Die Grenadiere, die ihn liebten, knirschten vor Wuth über diese Behandlung ihres Königs, aber sie gehorchten, so streng war die in Piemont eingeführte Zucht. Im Schlosse Rivoli, das man in einen Kerker verwandelt hatte, wurde der König als Staatsgefangener behandelt; wenn er an einen der Anwesenden eine Frage richtete, antwortete man ihm mit einem stummen Bückling. Er gerieth außer sich vor Wuth und tobte mehrere Wochen lang; als er endlich ruhiger wurde, kamen zwei Mönche herbei, welche die Kraft der Religion an ihm versuchten. Nun erklärte er, daß er auf Alles verzichte, worauf ihm der Sohn seine Gemalin, seine Bücher, seine alten Diener zurückgab und ihm erlaubte, nach dem Schlosse Montcalieri zu ziehen, aber unter starker Bewachung. Schnell verfielen die geistigen und körperlichen Kräfte des Greises, er starb zu Montcalieri am 31. Oktober 1732. Allgemein fühlte man Mitleiden mit seinem traurigen Loose, aber kein Arm, nicht einmal eine

Bitte erhob sich für ihn, denn seit langer Zeit, vorzüglich aber durch Viktor Amadeus selbst, war in Piemont das strengste Alleinregiment begründet. In einem Rundschreiben an die auswärtigen Höfe machte Ormea bekannt, daß man den alten König habe verwahren müssen, weil er längst unzweifelhafte Spuren von Wahnsinn zeige.

Dieser unglückliche piemontesische Landesvater war in seinen jüngeren Jahren ein sehr galanter Herr und hat, das blaue Blut seiner Familie bedenklich entfärbend, der heut zu Tage in Italien regierenden Linie Carignan einen schönen Wildling aufgepfropft. Seine erste Geliebte war Johanna d'Albret, die am 18. September 1670 geborene Tochter des Herzogs von Luynes und an Joseph Ignaz Grafen von Verua vermält, der am 13. August 1704 in der Schlacht bei Höchstädt blieb; der König hatte von ihr zwei Kinder: Viktor Franz von Susa († 1762) und eine Tochter Maria Anna Marquise von Susa; diese ward 1714 mit dem Prinzen Viktor Amadeus von Carignan (einem Sohne des Emanuel Philibert Amadeus von Carignan und der Angelika Katharina von Modena) vermält, dem sie drei Töchter und zwei Söhne gebar. Eine Tochter und ein Sohn wuchsen zu reiferen Jahren, und durch den Letzteren wurde die königliche Geliebte die Stamm-Mutter des heutigen italienischen Königshauses. Es war Ludwig Viktor, geboren 1721, vermält 1740 mit Christine Henriette von Hessen-Rheinfels, gestorben 1778. Sein Ur-Ur-Enkel ist Viktor Emanuel II. Dazu kommt noch der bedenkliche Umstand, daß die hochbegnadigte Gräfin Verua nicht einmal

eine treue Geliebte war; sie hatte gleichzeitig mit Viktor Amadeus den Marquis von Montbrun, dann einen Schweizeroffizier, später (1700) einen Franzosen Saint Glucq de Sainte Porte zum Liebhaber, den sie zuletzt geheiratet haben soll. Auch ihre Tochter war in ihrer Ehe nicht glücklich, sie verließ ihren Gemal, ging nach Paris, wo sie als Marquise von Brusque lebte und im selben Jahre mit der Mutter, 1736, starb. Die letztere, die auch als Schriftstellerin bekannt war, hat sich ihre Grabschrift selbst verfaßt, sie lautet:

Ci gît dans une paix profonde
Cette dame de volupté,
Qui pour plus grande sureté
Fit son paradis dans ce monde.

Eine zweite nicht standesgemäße Ehe wird noch am Abend des vorigen Jahrhundertes im Hause Carignan geschlossen; der Fall liegt so: der dritte Sohn des Kurfürsten August III. von Sachsen, Karl, der vom Jahre 1758 bis 1763 Herzog von Kurland war, dann aber durch Biron vertrieben wurde, vermälte sich 1760 ganz heimlich und ohne Vorwissen seines Vaters mit einer schönen, 18-jährigen Polin, der Gräfin Franziska Krasinsky. Die erst 1779 geborene Tochter aus dieser vom Hofe niemals anerkannten Ehe, Marie Christine Albertine Caroline, heiratete 1797 den Prinzen Karl von Carignan, der 1800 starb. Der Sohn dieser unebenbürtigen Ehe succedirte aber 1831 doch als König von Sardinien, es war Karl Albert, Vater des jetzt regierenden Königs von Italien. Die schöne Sachsen-Polin, die Frucht eines heimlichen Bundes, war also Viktor Ema-

1810

nuels Großmutter. Später hat diese Dame, welche, nachdem Piemont französisch geworden, nach Paris gezogen war, einen Referendar des Senats Napoleons, Herrn von Montléart geheiratet, welcher in den österreichischen Fürstenstand erhoben wurde. Sie lebte noch vor wenigen Jahren in Paris. (bis 1851.)

Die Heirat mit Herrn v. Montléart (der beträchtlich jünger war als die verwittw. Prinzess Carignan) war nur ermöglicht geworden durch einen kleinen Zwischenfall im April 1810. Als im Hause des österr. Gesandten in Paris, des Fürsten Schwarzenberg, der berüchtigte Feuer ausbrach (bei einem Ballfeste zu Ehren der eben an Napoleon verkuppelten Marie Luise) rief Herr v. M. im Gedränge: „Rettet die Prinzessin Carignan, sie ist in der Hoffnung!"

Die letzten Hessen-Homburg.

Es ist bekannt, daß die Kadets der Häuser Hessen, und zwar die Prinzen von Hessen-Philippsthal als die Kadets des Hauses Kassel, und die Prinzen von Hessen-Homburg, als die Kadets des Hauses Darmstadt, in den letzten zwei Jahrhunderten eine Reihe von Helden und Feldherren geliefert haben, welche eine glänzende Rolle, insbesondere in den Befreiungskriegen zu Anfang unseres Jahrhunderts spielten. Mit Uebergehung aller in fremden Diensten Gestandenen, unter denen der berühmte Landgraf Friedrich II. mit dem silbernen Beine (geb. 1633, † 1708), der durch den Sieg von Fehrbellin (1675) dem Hause Hohenzollern europäischen Ruhm erfocht, oben ansteht, will dieser Aufsatz nur jener Prinzen von Hessen-Homburg gedenken, welche in der kaiserlichen Armee für Deutschland gekämpft haben.

Landgraf Friedrich V. Ludwig (geboren 1748), der von 1751 bis 1820, die ersten fünfzehn Jahre unter Vormundschaft, Hessen-Homburg regierte, war der glückliche Vater von sechs Heldensöhnen, von denen die fünf älteren mit dem österreichischen Maria-Theresien-Orden geschmückt

wurden und in der Regierung succedirten, beides wohl beispiellose Fälle. Die Namen dieser Helden sind mit der Geschichte der österreichischen Armee innig verflochten; mit Theilnahme und Rührung wird man daher einen Blick auf die Leistungen von sechs Brüdern werfen, die zu gleicher Zeit, in einer vielbewegten Epoche kampflustig, heldenmüthig und ausdauernd ihre Degen in die Wagschale legten und mit den Edelsten ihrer Zeitgenossen für Deutschlands Erhebung fochten, im Erlöschen noch durch des Stammes eigenthümliche Tugenden: Tapferkeit, Entschlossenheit, Kaltblütigkeit, ausgebreitete Kenntnisse und Feldherrnblick ausgezeichnet.

Zuerst ein Wort über die Eltern. Landgraf Friedrich Ludwig war des „heiligen römischen Reiches General-Feldzeugmeister" und, was die Hauptsache ist, ein sehr humaner Fürst, dessen treffliche Regierung noch im Andenken seines Völkchens lebt. Ein sehr frommer Mann von echt deutscher Gesinnung, hing er an seinem Vaterlande mit der innigsten Liebe, die er auch seinen Kindern einzuflößen sich bemühte. Am wohlsten fühlte er sich in der Einsamkeit, wenn er ungestört seinen Betrachtungen sich hingeben konnte; auch stand er mit mehreren bedeutenden Männern, unter Andern mit Lavater, in naher Verbindung. Es war ihm vergönnt, sein fünfzigjähriges Herrscher-Jubiläum und seine goldene Hochzeit zu feiern; am Abende einer fast siebzigjährigen Regierung (1806) sah er sein Gebiet in Folge der Rheinbundsakte unter großherzoglich-hessische Landeshoheit gestellt und wurde erst 1816 wieder souverän. Er erhielt zur Vergrößerung die Herrschaft Meisenheim jenseits des Rheines und trat im Juli 1817 dem deut-

schen Bunde bei. Die interessante Mutter, die acht Prinzen (von denen zwei früh starben) und sechs Prinzessinen in die Welt setzte, die Landgräfin Karoline, war die fünfte Tochter des „besten Trommelschlägers" im heiligen römischen Reiche, des Landgrafen Ludwig IX. von Hessen-Darmstadt, und 1768 mit Friedrich V. von Hessen-Homburg vermält worden, den sie noch ein Jahr überlebte. Sie hatte die große hessische Schwachheit, Geister zu sehen, wie ihr Vater Ludwig IX. (1768—1790), wie dessen Vorfahr Landgraf Georg II. (1626—1661), dem der vergiftete Landgraf Wilhelm I. von Kassel erschien; wie der homburgische Landgraf Friedrich II., der Held von Fehrbellin mit dem silbernen Bein und wie die Vettern in Kassel, dermaleinst unter Landgraf Karl dem „kuriösen Herrn" und ersten Seelenverkäufer (1676—1730). Schon der Vater der Landgräfin pflegte seiner Geisterfurcht halber die Nächte bei hellem Kerzenlichte mit seinen Hofbeamten, bis der Tag graute, wachend zuzubringen. Gern unterhielt er sich in den langen, schlaflosen Nächten über religiöse Skrupel mit seinem geistlichen Orakel, dem düster-orthodoxen Feldprobst Venator. Er ließ diesen einmal zwischen 12 und 1 Uhr rufen, um von ihm sicher zu erfahren, ob der Hohepriester im alten Testament mit bedecktem Haupte ins Allerheiligste gegangen sei? Es wird versichert, daß es diese Geisterfurcht war, die ihn aus den weiten Räumen und hohen Hallen des großen Darmstädter Schlosses gebannt hatte, das seitdem leer stand. Joseph II. sagte von diesem Schlosse: „Hier hätte ich mit allen neun Churfürsten vollkommen Platz." (Ludwig IX. residirte bekanntlich zu Pirmasens über dem

Rhein, 16 Meilen von Darmstadt. Ein Tourist schreibt unter ihm über D.: „Von Darmstadt weiß ich nichts Statistisches zu sagen, als daß daselbst alle zwei Stunden getrommelt wird.") Landgraf Ludwig IX. ging nie vor Tagesanbruch zu Bette, und diese Gewohnheit erbte sich auf seine Tochter, die Landgräfin Karoline. Sie wollte einmal um die Mitternachtsstunde eine gräßliche Erscheinung, „eine weiße Frau" mit blutigem Gewande, im Homburger Schlosse gesehen haben; sie hat diese Erscheinung sogar nach ihrer Angabe malen lassen. Ihre Hofdamen und Kammerfrauen mußten abwechselnd mit ihr die Nächte durchwachen, während ihre Gemächer durch viele Kerzen beleuchtet waren. Aus diesem Grunde hatte sie den Tag völlig zur Nacht, und diese umgekehrt zum Tag gemacht, wornach sich der ganze Hof richten mußte, und man setzte sich meistens erst beim Schein der Kerzen zur Mittagstafel. Diese sonderbare Dame hatte, wie die meisten deutschen Fürsten und Fürstinnen jener Zeit, eine entschiedene Vorliebe für das Französische, sie schrieb und redete nur in dieser Sprache. Die Landgräfin war lebhaft und feurig, hing sehr an Glanz und Pracht und konnte sich nur schwer an die bescheidenen Verhältnisse, in denen der Hof von Homburg lebte, gewöhnen.

Der älteste Sohn dieser geistersehenden Prinzessin, Landgraf Friedrich VI. Joseph (1820—1829) war ein Hauptheld des Befreiungskrieges; schon als Hauptmann von Stain-Infanterie (ein im Jahre 1809 aufgelöstes österreichisches Regiment) erwarb er sich am 29. Juni 1790 bei Kalefat das Ritterkreuz des Maria-Theresien-Ordens, indem er eine Attaque einer

Division Toskana-Hußaren freiwillig mitmachte; er wurde Major bei Leveneur-Chevauxlegers, 1792 Oberstlieutenant bei Hohenzollern-Kürassieren und 1794 Oberst bei Modena-Chevauxlegers. 1805 und 1809 kämpfte er als Feldmarschall-Lieutenant und Inhaber des 4. Hußaren-Regiments an der Spitze von Kavallerie-Divisionen, 1813 befehligte er als General der Kavallerie das Reservekorps der böhmischen Armee. Der Prinz vollbrachte am 16. Oktober Nachmittags mit diesem Korps eine bewunderungswürdige Waffenthat und half dadurch die siegreiche Entscheidung der Völkerschlacht herbeiführen; am 18. Morgens 8 Uhr eröffnete er als Oberanführer der 45.000 Mann starken ersten Angriffs-Kolonne der Verbündeten den Riesenkampf und erhielt an der Spitze seiner siegreichen Truppen im Sturme von Dölitz zwei Wunden. Kaiser Franz verlieh dem Prinzen schon am 30. Oktober aus Schmalkalden das Kommandeurkreuz des Theresien-Ordens. 1814 kämpfte er glücklich gegen Augereau und wurde durch die Ernennung zum Generalen der Kavallerie und durch das Großkreuz vom ungarischen St. Stephans-Orden ausgezeichnet. Er heiratete 1818 die bereits 48jährige Tochter des Königs Georg III. von England, Prinzessin Elisabeth, welche eine gute Zeichnerin und Malerin war und eine reiche Sammlung kostbarer Albums und Prachtbücher besaß, darunter das der unglücklichen Prinzessin von Ahlden, ihrer Tante, in 80 von dieser selbst kunstvoll komponirten und mit Randarabesken umgebenen großen Folioblättern. Durch diese Vermälung erschienen glänzendere Zeiten für Homburg, die insofern noch nach dem Tode des Landgrafen fortdauerten,

als seine Witwe zeitlebens die 6000 Pfund Sterling, die sie jährlich aus England bezog, größtentheils auf die Verbesserung und Verschönerung des kleinen Landes anwendete. Sie starb 1840.

Dem Landgrafen Friedrich VI. folgte in der Regierung der zweitgeborne Bruder, Landgraf Ludwig (1829—1839). Er befehligte 1813 als preußischer General eine Brigade des Bulow'schen Korps, war am 19. Oktober bei der Erstürmung von Leipzig der Erste, welcher in die Stadt eindrang, wurde aber hierbei, wie Prinz Friedrich Joseph, durch eine Kanonenkugel schwer verwundet. Er erhielt das Ritterkreuz des Maria Theresien-Ordens, belagerte 1815 Longwy, wurde General der Infanterie und Gouverneur von Luxemburg. Zur Regierung gelangt, wollte er die Anlegung einer Druckerei im Ländchen nicht zugeben, was er auch dem nun schon lange verstorbenen Hofbuchhändler Leske aus Darmstadt, der einmal eine solche in Homburg zu errichten beabsichtigte, unumwunden persönlich erklärte. Der Druck des Homburger Verordnungsblattes mußte in dem nahen Frankfurt am Main besorgt werden. Schon 1804 mit der Prinzessin Auguste von Nassau-Usingen vermält, schied er sich nach einem Jahre von ihr, die 1807 den um 5 Jahre jüngeren Major und Generaladjutanten ihres regierenden Bruders und nachmaligen würtembergischen General Grafen von Bismark heiratete und 1846 als die letzte ihres Hauses starb. Ihre Tochter heiratete den Bassisten Fischer in Berlin, seinerzeit den berühmtesten Darsteller des „Figaro."

Der dritte Bruder, Landgraf Philipp (1839—1846)

stand mit seinem 15. Jahre im holländischen Dienste als Kapitän gegen die Franzosen und erprobte seinen Muth bei Tournay. Bei Uebergabe der Festung Sluys kriegsgefangen, wurde er nach Paris geschafft und im Luxemburger Palast eingesperrt. Als Neffe des Königs von Preußen (seiner Mutter Schwester, Prinzessin Friederike, war 1769 an den Prinzen, nachherigen König von Preußen, Friedrich Wilhelm II. vermält worden und ist die Mutter Friedrich Wilhelm III.) hörte er nichts als Todesgeschrei um sich; die wüthenden Weiber erinnerten ihn mit ihren Handbewegungen an die Guillotine, die seiner harrte. Aber die Bestimmtheit seiner Antworten, seine Jugend und sein interessantes, edles Gesicht retteten ihn von dem Tode. Er wurde einige Zeit nachher gegen französische Gefangene ausgewechselt und trat 1795 nach der Ranzionirung als Volontär in kaiserliche Dienste. Der Prinz war als Hauptmann von Stain-Infanterie 1799 in der ersten Schlacht von Zürich, stürmte die Verschanzungen von Mannheim und wurde 1801 Major bei de Ligne-Infanterie. Bei Engen, Möskirch und Hohenlinden bewies er viele Tapferkeit und Umsicht und widmete sich nach dem Lünneviller Frieden in seiner Stabsstation Lemberg dem Studium der höhern militärischen Wissenschaften. In diese Epoche fiel ein höchst tragisches Ereigniß, welches das Gedächtniß des Prinzen Zeitlebens in schmerzlicher Erinnerung festhielt. Es war im Sommer des Jahres 1803, als der Prinz mit einer Division des Regimentes ausrücken sollte, um die ihm übertragene Vollziehung einer militärischen Exekution zu befehligen. Ein Gemeiner des Regiments, Hesse von Geburt, war wegen zum dritten Male

wiederholter Desertion kriegsrechtlich zum Tode durch Pulver und Blei verurtheilt. Ein Versuch des Prinzen, dem Verurtheilten durch seine Fürbitte beim Obersten des Regiments, Johann von Dalwich, Begnadigung zu erwirken, war vor der Hand fruchtlos geblieben. Düster, aber gefaßt, sah daher der kaum 24 Jahre alte, lebensmuthige Prinz der Stunde entgegen, welche ihn zum Antritte seines heutigen ernsten Dienstes rufen würde. Da läßt ihn der Regiments-Kommandant zu sich entbieten und übergibt dem freudig Ueberraschten die Begnadigung des Verurtheilten, jedoch mit dem strengen Befehle, ihn zur Strafe seines Vergehens die Angst der Todesstrafe ausstehen zu lassen. Erst im entscheidenden Augenblicke soll er das Wort: „Gnade!" aussprechen. Mit dem herzerhebenden Hochgefühle in der Brust, heute durch einen einzigen Laut Leben statt Tod zu geben, Leben einem Landsmanne, über den der Stab bereits gebrochen, einem jungen Menschen, dessen letzter Hoffnungsfunken bereits verglommen war, stellte der junge Prinz seine Truppen an dem Orte auf, wo die strafende Gerechtigkeit ihr Sühnopfer fallen sehen sollte. Schon ist der Priester, welcher den Unglücklichen auf die Ewigkeit vorbereitete, bei Seite getreten, das Quarrée öffnet sich, die Kameraden mit den scharf geladenen Gewehren treten vor; da geschieht es, daß diese, hingerissen von der Aufregung des Augenblickes und von dem übereilten Drange, der blutigen Pflicht sich rasch zu entlasten, aus unglücklichem Mißverständnisse trotz des Gnadenrufes des Prinzen Feuer geben. Der Getroffene stürzt verscheidend zusammen, fast zugleich mit ihm sinkt der Prinz besinnungslos vom Pferde. Während meh-

rerer Wochen fesselte eine schwere Nervenkrankheit, die Folge der erlittenen Gemüthserschütterung, den Fürsten an das Krankenbett. Der Gedanke, daß der bereits Begnadigte durch ein unglückliches Mißverstehen, durch das erst im kritischesten Augenblick ausgesprochene Wort: „Gnade!" dem Tode überliefert worden sei, quälte ihn fortwährend. Die Erinnerung an dieses Ereigniß schwand nie aus der Seele des edlen, menschenfreundlichen Prinzen. Selbst in späteren Jahren loderte das Andenken daran in seinem Herzen jedesmal wieder auf, sobald Jemand das Wort: „Exekution" im Beisein des Landgrafen aussprach. — Im Jahre 1809 war der Prinz Oberst im 2. Infanterie-Regimente und leistete Brigadiersdienste. Seine Verdienste in der Schlacht bei Aspern wurden schon am 24. Mai durch seine Beförderung zum Generalmajor und durch den Maria-Theresien-Orden anerkannt; zum Gedächtnisse an die schönen Kriegerthaten, die der Prinz an den unvergeßlichen Pfingsttagen von Aspern mit seinem Regimente vollbrachte, sind auf einem messingenen Ringe, welcher den Fahnenstab des 1. Bataillons des nunmehrigen Regiments Kaiser Alexander I. von Rußland umgibt, in ungarischer Sprache folgende Worte gravirt: „Am 22. Mai 1809 hat bei Aspern der tapfere Oberst Prinz Philipp Hessen-Homburg das zweite ungarische Infanterie-Regiment zum Ruhme des Heeres und der Nation mit der Fahne in der Hand gegen den Feind geführt." Bei Wagram ward er am zweiten Schlachttage durch eine Kartätschenkugel schwer verwundet, verließ aber seine Brigade erst nach der Schlacht, um die noch im Schenkel befindliche Kugel ausschneiden und sich ver-

binden zu lassen. 1812 kämpfte der Prinz gegen Rußland, hatte einen Hauptantheil an dem glücklichen Erfolge der Schlacht von Podubnie und ward Inhaber des 19. Linien-Infanterie-Regimentes; in den Befreiungskriegen bewies er sich als Held bei Dresden und Kulm, wurde zum Feldmarschall-Lieutenant befördert und kämpfte bei Leipzig, Hochheim, St. Georges, Limonest und Lyon, 1815 endlich bei Straßburg. Unter ihm stand das hessische Kontingent in Frankreich, das sein gleich tapferer Vetter Prinz Emil von Darmstadt befehligte. Diplomatische Sendungen in den Jahren 1818 und 1820 nach Rußland und England erwarben ihm das Großkreuz des St. Stephan-Ordens; er betheiligte sich dann an der Expedition nach Neapel und ward 1825 zum kommandirenden General in Oesterreich und Tirol ernannt. 1826 beglückwünschte der Prinz den Kaiser Nikolaus bei der Krönung in Moskau, 1827 ward er Kommandirender in Galizien, wohnte dem russisch-türkischen Kriege als Bevollmächtigter bei, ging 1828 nach Petersburg, 1830 nach Warschau und ward 1832 zum Feldzeugmeister ernannt. 1838 vermälte er sich morganatisch zu Gratz mit Antonie verwitweten Baronin von Schimmelpennig, die sein Bruder und dann auch der König von Preußen zur Gräfin von Naumburg erhoben. Sie starb noch vor ihrem Gemale 1845. 1839 hatte der Landgraf die Gouverneursstelle von Mainz übernommen und wurde noch 1846 kurz vor seinem Tode von dem Kaiser Ferdinand durch die Ernennung zum Feldmarschall geehrt. Wahrlich, ein Leben reich an glänzenden Thaten und hohen Ehren.

Der vierte Bruder, Landgraf Gustav Adolf (1846—1848), diente zuerst in Schweden, trat 1801 in das österreichische 14. Linien-Infanterie-Regiment, wurde 1805 Oberstlieutenant bei Kaiser Chevauxlegers, kämpfte 1809 bei Aspern und Wagram als zweiter Oberst des 4. Kürassier-Regimentes und erhielt das Kommando des 4. Hußaren-Regiments, dessen Inhaber damals sein ältester Bruder, der Erbprinz Friedrich Joseph war. 1812 rettete er am 12. Oktober bei Wielki-Zelo zwei von feindlicher Uebermacht angegriffene Schwadronen seines Regimentes vor gänzlicher Aufreibung, für welche That ihm das Kapitel des Theresien-Ordens das schöne Kreuz der Tapferkeit zusprach. 1813 kämpfte er als General-Major bei Leipzig, wurde dann zum Feldmarschall-Lieutenant befördert, vermälte sich 1818 mit seiner Nichte, der Prinzessin Luise von Dessau († 1858) und verließ 1826 mit deren nun ebenfalls schon verewigten Brüdern Georg (1865) und Friedrich (1864) die Armee. 1842 ernannte der Kaiser Ferdinand den Prinzen zum General der Kavallerie und verlieh ihm das St. Stephans-Ordens-Großkreuz.

Der fünfte Bruder, Landgraf Ferdinand (1848—1866) war schon mit 13 Jahren Rittmeister bei Lothringen-Kürassieren, in derselben wackeren Schaar, die er in den großen Kämpfen gegen Frankreich mit besonderer Auszeichnung zu Sieg und Ruhm zu führen ausersehen war. Schon im Feldzuge 1809 hatte er sich als Oberstlieutenant von Hohenzollern-Dragonern bei Sacile und an der Piave Verdienste gesammelt, im Jahre 1813 aber bei Dresden und Leipzig durch glückliche und entscheidende Attaquen in solcher Weise sich hervor-

gethan, daß er mit dem Ritterkreuze des Maria-Theresien-Ordens ausgezeichnet wurde. Im Jahre 1815 wurde der Prinz Generalmajor und Brigadier in Ungarn, und verließ 1824 — auf unbestimmte Zeit beurlaubt — die Armee; trotzdem wurde er 1830 zum Feldmarschall-Lieutenant, 1846 zum General der Kavallerie befördert und 1850 durch das Großkreuz des St. Stephans-Ordens ausgezeichnet. Er blieb unvermält und lebte bis zu seinem Regierungsantritte als Misanthrop in tiefster Abgeschiedenheit. Es wird ihm nachgerühmt, daß sein hauptsächliches Bestreben als Landgraf dahin ging, die sehr beträchtlichen Schulden des kleinen Landes, welche noch 1858 über eine Million betrugen, möglichst herabzusetzen, was ihm auch durch Sparsamkeit gelang. Er hatte bei seinem Regierungsantritte im großen Sturmjahre 1848 den Hessen-Homburgern die ihnen bereits von seinem Vorgänger zugesicherte landständische Verfassung und einen konstituirenden Landtag gewähren müssen, die Verfassung wurde am 3. Januar 1850 auch rechtskräftig publizirt, allein Ferdinand, voll Widerwillen gegen alles parlamentarische Leben, weil ihn dies nur aus seiner Ruhe und lieben Gewohnheit störte, erklärte schon im September 1851 die seinem Bruder Gustav abgerungenen Zugeständnisse für unverbindlich und hob am 20. April 1852 die Verfassung kurz und gut förmlich auf.

Man kann nicht sagen, daß sich die Homburger darüber besonders empörten, hatten sie doch ihre geliebte Spielbank, die ihnen durch die zahlreichen Fremden außerordentliche Vortheile zuwendete und deren Eigenthümer, die Gebrüder Blanc

aus Paris, daher von ihnen auch als die eigentliche Majestät des Landes betrachtet wurden, was sie auch in gewisser Hinsicht sind, da sie ziemlich souverän schalten, wie folgendes Beispiel beweist:

Die Bank hat ihren durch die landgräfliche Regierung auf 4000 Gulden bestimmten höchsten Satz, das sogenannte Maximum, welches einem glücklichen und kühnen Spieler gegenüber für die Bank um so nachtheiliger wird, je höher, und um so vortheilhafter, je niedriger es ist. Im Jahre 1853 gewann der an der Bank spielende Charles Lucian Bonaparte, Fürst von Canino, in zwei Tagen die Summe von 200.000 Gulden, weil er stets mit dem Maximum pointirte. Am Abende des zweiten Tages beschlich die Bank die Ahnung, daß sie am anderen Tage gesprengt werden könnte. Als Bonaparte am Morgen dieses dritten Tages wieder an der Bank erschien, um sein Spiel fortzusetzen, wurde er durch eine „landgräfliche Verordnung" überrascht, welche in mehreren Abschnitten an den Wänden des Spielsaales angeschlagen war und besagte, daß das Maximum der Spielbank auf 2000 fl. herabgesetzt worden sei; — also vollständig über Nacht!

Angesichts dieses Akts der Spielbank-Souveränetät verließ Charles Lucian Bonaparte sofort den Spielsaal, um mit den gewonnenen 200.000 Gulden nach Paris zu reisen, wo er sie jedenfalls nobler angebracht haben wird. Bald nach seiner Abreise wurde das Maximum durch landgräfliche Verordnung wieder auf 4000 Gulden erhöht.

Uebrigens bekümmerte sich der Landgraf Ferdinand um das Spiel, welches seinen „Unterthanen" bei harter Strafe

verboten war, sonst gar nicht. Er betrat niemals den Spielsaal, wie er denn überhaupt ein sehr eigenthümliches Leben führte, welches ihn als Sonderling erscheinen ließ.

Die Ursache dazu führt man auf eine unglückliche Liebe zurück. Man erzählt, er habe sich ums Jahr 1817 zu gleicher Zeit mit seinem Bruder Gustav um die Hand der Prinzessin Luise von Dessau, Tochter beider Schwester, der homburgischen Prinzessin Christiane Amalia, beworben, die er leidenschaftlich liebte; sie habe ihm aber seinen Bruder Gustav vorgezogen, und dies habe ihn zu einem Menschen- und namentlich Weiberscheuen gemacht.

Als Ferdinand zum Antritt der Regierung nach Homburg kam, fand er in dem dortigen Schlosse nur noch die Witwe seines Bruders, die einstige Geliebte seines Herzens, nebst der jüngsten ihrer beiden Töchter, der Prinzessin Elisabeth, vor; die ältere Prinzessin Karoline war schon seit dem Jahre 1839 mit dem Fürsten von Reuß-Schleiz vermält. — Er überließ seiner Schwägerin, der verwitweten Landgräfin Luise, und deren Tochter Elisabeth das Homburger Schloß und quartirte sich in der Bel-Etage eines in dem großen Schloßparke versteckt gelegenen Gärtner- und Treibhauses in höchst origineller Weise ein.

Seine ganze Wohnung bestand hier in zwei eher kleinen als großen mansardartigen Zimmern mit weißen Wänden ohne den geringsten Zierrath. In dem zweiten Zimmer standen eine Art Feldbett, ein gewöhnlicher eichener Tisch, ein paar Schemel und ein Waschgefäß; im vorderen, dessen Wände mit Jagdgeräth behangen waren, befanden sich ein überaus

einfacher Schreibtisch, einige ordinäre Stühle, ein Schrank für Kleider und Wäsche und ein mit verschossenem dunklen Leder überzogenes Kanapé. Ein ihm für dasselbe von seiner Nichte dereinst gesticktes Sophakissen, hatte er als lästigen Luxus mit Protest zurückgewiesen. Kurz, ein gewöhnlicher Offizier im Felde konnte nicht einfacher und — wir möchten sagen — unkomfortabler wohnen, als hier ein deutscher Souverän. Das eben beschriebene Logis war jahraus jahrein der Aufenthalt des Landgrafen, der daselbst keine andere menschliche Seele um sich hatte, als einen Bedienten, dessen Funktionen die gewöhnlichen eines Offiziersburschen waren.

Denn auch in seiner Kleidung erschien der alte Herr, der nach dem Mißglücken seiner ersten Brautwerbung stets Junggeselle geblieben und Hagestolz geworden war, als eine Art Diogenes. In Uniform sah man ihn nur bei Anwesenheit fürstlicher Besuche, die er sich übrigens gern vom Halse hielt. Sein gewöhnlicher Anzug war ein schlichter, grauer Jagdrock, eine Mütze oder zur Abwechslung ein Cylinderhut und ein Paar Stiefel, mit deren Eleganz der Hofschuster der landgräflichen Hauptstadt keine Parade machen konnte.

Einst arretirte die Polizei einen Menschen von strolchartigem Aussehen, der ein Paar Stiefel in der Hand trug. Es ergab sich, daß dieselben gestohlen, aber ihres geringen Werthes wegen kaum in Betracht zu ziehen waren. Erst als man entdeckte, daß der Dieb die Stiefel in dem bewußten Gärtnerhause vor der Thür der landgräflichen Wohnung gestohlen hatte, und daß sie dem Landgrafen selbst gehörten, erhielt das Crimen ein gravirenderes Ansehen.

Den größten Theil seiner Zeit brachte der alte Herr auf der Jagd zu, die er leidenschaftlich liebte, zu der er aber niemals fuhr, sondern gewöhnlich ging und nur ausnahmsweise in Begleitung seines Dieners ritt. — Auch Spaziergänge in dem großen wildromantischen Schloßpark gehörten zu seinen Lebensfreuden; doch suchte er stets die abgelegensten Partien des Parkes auf, um nicht mit Menschen zusammenzutreffen, da er es nicht über sich gewinnen konnte, den Bewohnern und Gästen der Stadt den herrlichen Park verschließen zu lassen.

In ähnlicher Weise von der Menschheit zurückgezogen, verbrachten die beiden einzigen durchlauchtigen Bewohner des großen, alterthümlichen und unheimlich romantischen Homburger Schlosses ihre Jahre, nämlich die verwitwete Landgräfin Luise und ihre Tochter Elisabeth. Beide sind nun auch schon todt; die Mutter ging ihrer Tochter († 1864) einige Zeit in die Ewigkeit voran. Sie lebten kein beneidenswerthes Leben, fast ganz allein in dem unheimlichen Schlosse, nur in Gesellschaft einer Kammerfrau, der Erzieherin der Prinzessin und des dringend nöthigen Dienerpersonals für Stuben, Küche und Stallung.

Hofdamen im gewöhnlichen Verstande des Wortes existirten nicht. Für Gelegenheiten, bei denen die Repräsentations-Ceremonien unvermeidlich wurden, waren einige Damen der Stadt von bevorzugter Stellung mit dem Titel von Hofdamen beehrt, die denn auch die Funktionen derselben zu versehen hatten.

Im gewöhnlichen Laufe der Tage und Jahre brachten

die beiden menschenscheuen Damen, von denen die Landgräfin schwerhörig war, ihre Zeit in bestimmten Zimmern des Schlosses zu, wo sie sich mit Lektüre und Musik, oder auch mit weiblicher Handarbeit beschäftigten. Beim Einbruche der Dunkelheit fuhren sie in einer dichtverschlossenen, mit zwei Pferden bespannten, bloß von einem Kutscher bedienten Equipage aus, die aber stets die Wege um die Stadt herum, niemals durch die Stadt hindurch einschlug. Es hatte etwas gespensterhaft Unheimliches, diesem im ruhigen Trabe still und leise dahinrollenden Gefährt zu begegnen.

Eine Eigenthümlichkeit der Landgräfin war ihre, von der Großmutter ererbte, beständige Furcht vor dem Erscheinen der Ahnfrau oder der weißen Frau im Schlosse. Aus Besorgniß, von dieser Ahnfrau im Schlafe überrascht zu werden, begab sich die alte Dame nie vor 1 Uhr Nachts zu Bette, da man bis zu dieser Zeit bekanntlich dem Besuche von Gespenstern ausgesetzt ist — wenn man nämlich an sie glaubt.

Mit Schwägerin und Nichte kam der Landgraf Ferdinand nur äußerst selten in Berührung. Es schien, als grolle er der einst Geliebten sein ganzes Leben hindurch, daß sie ihn zu einem ehe- und liebelosen Dasein verdammt habe.— Wer einen Blick in das Herz dieses Mannes hätte thun können! Er schied am 24. März 1866 aus dem Leben, seltsamer Weise an demselben Tage, an welchem auch die mit ihm an gleichem Tage, nur ein Jahr früher (26. April 1782) geborne Witwe des Exkönigs der Franzosen, Ludwig Philipp, starb.

Der sechste und jüngste Bruder, Prinz Leopold hatte bereits am 2. Mai 1813 in der Schlacht bei Lützen als

Major in preußischen Diensten den Heldentod gefunden. Als General Ziethen ihn zu Anfang der Schlacht an einen weniger gefährlichen Ort entsenden wollte, weigerte er sich standhaft. Von einer Kugel in der Brust tödtlich getroffen, sagte er noch: „Macht nur, daß ich nicht unter die Franzosen komme." — „Er ist wirklich todt," schrieb seine schöne Schwester, Prinzessin Wilhelm von Preußen in ihr Tagebuch, „gleich zu Anfang der Schlacht traf ihn eine Kugel ins Herz; er blieb so ruhig auf dem Pferde, daß man ihn nur ohnmächtig glaubte, ein Küraßier setzte sich hinter ihn, ihn haltend; als man ihn herunternahm, sah man, daß er längst gestorben war . . . Die Blumen blühen noch, die Nachtigallen singen und er ist nicht mehr." Ferdinand war der letzte „souveräne" Landgraf in Hessen, Fürst zu Hersfeld, Graf zu Katzenellenbogen, Dietz, Ziegenhayn, Nidda, Hanau, Schaumburg, Isenburg und Büdingen, deren im Ganzen seit der Erbtheilung (1596) zehn regiert haben. *)

*) Die sechs Schwestern der sechs Heldenbrüder waren: 1) Karoline Luise, geboren 1771, vermält 1791 mit Ludwig Friedrich, Fürsten von Schwarzburg—Rudolstadt (geb. 1767, † 1807). Sie wurde nach dem Tode ihres Gemals vormundschaftliche Regentin von Schwarzburg—Rudolstadt bis zur erlangten Volljährigkeit ihres ältesten Sohnes Fürst Friedrich Günther, am 6. November 1814. Die Fürstin starb, 83jährig, 1854 zu Rudolstadt. 2) Luise Ulrike, geboren 1772, vermält 1793 mit Karl Günther, Prinz von Schwarzburg—Rudolstadt (geb. 1771, † 1825); die Prinzessin starb im gleichen Jahre mit ihrer vorgenannten Schwester, 82jährig, ebenfalls zu Rudolstadt. 3) Christiane Amalia, geboren 1774, vermält 1792 mit dem Erbprinzen Friedrich von Anhalt-Dessau (geb. 1769

Das Ländchen mit seinen 25.000 Seelen und etwas über eine halbe Million Einkünften, zu dem noch, wie Eingangs bemerkt, seit 1815 das Amt Meisenheim am linken Rheinufer und die zwei Herrschaften Orbisfeld und Hötensleben im Regierungsbezirke Magdeburg unter preußischer Hoheit gehörten, fiel an Darmstadt, das es aber noch im Jahre

---

gest. 1814); sie ist die Stamm-Mutter der heutigen Herzoge von Anhalt. Ihre zweitälteste Tochter Luise heiratete den Bruder ihrer Mutter, den Landgrafen Gustav von Hessen-Homburg; die Erbprinzessin starb 72jährig, 1846 zu Dessau. 4) Auguste Friederike, geboren 1776, vermält 1818 mit dem Erbgroßherzog Friedrich Ludwig von Mecklenburg-Schwerin (geb. 1778, † 1819); lebt noch, 93jährig, zu Ludwigslust. 5) Eine 1782 geborene und gestorbene Prinzessin. 6) Maria Anna, geboren 1785, vermält 1804 mit Friedrich Wilhelm Karl Prinzen von Preußen (geb. 1783 † 1851); diese Prinzessin war Großkreuzdame des kais. russischen St. Katharinen-, des kön. preußischen Luisen- und des königl. bairischen Theresien-Ordens. Sie erwarb sich besonders in der Zeit der Freiheitskämpfe von 1813—1815 große Verdienste um Preußen, und als König Friedrich Wilhelm III. am 3. August 1814 vorerwähnten Luisen-Orden stiftete, ernannte er die Prinzessin Maria Anna, ihres Verdienstes eingedenk, zur Vorsteherin desselben mit den Worten: „daß Ihre königliche Hoheit den Frauen, welche sich für die Sache des Vaterlandes hilfereich bewiesen, ein hohes Vorbild der Nacheiferung gewesen sei." Sie war überhaupt ein Musterbild der fürstlichen Frauen; Erbinnen ihrer Tugenden sind ihre beiden Töchter: Maria, Witwe des Königs Maximilian II. von Baiern, und Elisabeth, Gemalin des Prinzen Karl von Hessen und bei Rhein, des präsumtiven Thronerben von Hessen-Darmstadt. Rührend besang sie nach ihrem Tode (sie starb 1846 zu Berlin, 60jährig) ihr obengenannter königlicher Schwiegersohn, Maximilian II. von Baiern († 1864).

des Anfalles nach dem unglücklichen Kriege an Preußen abtreten mußte.

Die Eigenthümlichkeit, daß mehrere Darmstädter Landgrafen erst in bedeutend vorgerücktem Alter zur Regierung gelangten, weil fast alle Regenten eine sehr lange Lebensdauer erreichten, *) wiederholte sich bei diesen ihren letzten Homburgischen Kadets, indem Vater und Söhne seit 1751, also 115 Jahre regierten.

*) In Hessen-Darmstadt regieren seit der Stiftung der Linie (1567), also seit mehr als 300 Jahren, erst zehn Landgrafen, beziehungsweise Großherzoge, und der neunte lebte noch 1848. Einer (Ernst Ludwig 1678—1739) feierte sein 50jähriges Regierungs-Jubiläum. Sein Erbprinz (Ludwig VIII., 1739—1768), der bis in das höchste Alter ein enthusiastischer Verehrer Maria Theresias und der letzte große Nimrod im Hause Darmstadt war, stand einst mit seinem Liebling von Münnigerode an der Thüre des Kabinets seines Vaters und wartete, bis derselbe mit seinem Morgensegen fertig sein würde. Der alte Landgraf hatte die Gewohnheit, alle Morgen seine Andacht mit lauter Stimme aus dem Gebetbuche abzulesen, das er von Jugend an gebraucht hatte. Indem sie ihn behorchten, betete der alte, 71jährige Fürst: „Ach, Herr, nimm mich nicht weg in der Hälfte meiner Tage!" Der Erbprinz stieß seinen Freund an und sagte: „Hörst Du, Münnigerode, was mein Vater betet? — Ich muß noch lange Erbprinz bleiben!"

Wie diese jüngere hessische Linie Darmstadt, so hat sich auch, nebenher bemerkt, die jüngere mecklenburgische Linie Strelitz durch wiederholte lange Regierungen bemerklich gemacht; in mehr als zwei Jahrhunderten, von 1658, wo der acht Monate nach dem Tode seines 69jährigen Vaters zur Welt gekommene Posthumus Adolf Friedrich die Linie stiftete, bis heute haben nur f ü n f Regierungswechsel stattgefunden.

Von den sechs letzten Landgrafen erreichte Friedrich V. das 72., Friedrich VI. Joseph das 60., Ludwig das 70., Philipp und Gustav jeder das 68. und Ferdinand das 83. Lebensjahr; nur Prinz Leopold starb in der Blüte seiner Jahre, noch kein Dreißiger, einen schönen Soldatentod.

Von den sechs Heldensöhnen erweckte nur Landgraf Gustav Nachkommenschaft und zwar außer den schon früher erwähnten zwei Töchtern, von denen die Prinzessin Elisabeth unvermält geblieben ist, einen Sohn, Friedrich, der zu Bonn am 8. Mai 1848 im Jünglingsalter von 18 Jahren starb.

Ein zweiter Fall, daß fünf Brüder succedirten, ist mir nicht erinnerlich; in Mecklenburg trifft es sich einmal, daß fünf Brüder, die Neffen des fast 50 Jahre regierenden Herzogs Heinrich des Friedfertigen (1503—1552), Söhne seines ihm 1547 im Tode vorangegangenen jüngeren, nicht friedfertigen, sondern sehr unruhigen Bruders, Herzogs Albrecht VI. des Schönen, gemeinschaftlich, aber unter vielen Streitigkeiten regierten: Johann Albrecht I. der Gelehrte (1552—1576); Christof, Bischof von Ratzeburg, der Gemal von zwei Königstöchtern († 1592); Georg, der schon 1552 im Lager von Frankfurt am Main, von einer Stückkugel aus der Stadt getroffen, fiel, als er sich eben, unter einem Baume stehend, von einem Diener die Stiefel festschnallen ließ; Ulrich, Bischof von Schwerin, der deutsche Nestor († 1603) und Karl, Bischof von Ratzeburg nach seinem Bruder Christof († 1610); häufig ist es aber vorgekommen, daß drei Brüder oder Geschwister einander in der Regierung nachfolgten, und es mag zum Schlusse gestattet sein, einige dieser Fälle, aus der neueren Geschichte,

wie sie eben dem Gedächtnisse eingeprägt geblieben sind, anzuführen.

In Frankreich ist es besonders auffallend, daß immer, nachdem drei Brüder über das Königreich geherrscht hatten, die Krone auf eine andere Linie von Kapets Geschlecht überging; so nach den drei kapetischen Brüdern: Ludwig X. († 1316), Philipp V. († 1322) und Karl IV. († 1328) auf Philipp VI. von Valois; nach drei valoisischen Brüdern: Franz II. († 1560), Karl IX. († 1574) und Heinrich III. († 1589) auf Heinrich IV. von Bourbon; nach drei bourbonischen Brüdern: Ludwig XVI. († 1793), Ludwig XVIII. († 1824) und Karl X. (vertrieben 1830, † 1836) auf Ludwig Philipp von Orleans.*)

---

*) Ueberhaupt bietet, nebenher bemerkt, die Reihe der französischen Könige manche Sonderbarkeiten. Der in der Geschichte des christlichen Europa einzige Fall, daß nach Hugo Kapet in eilf Generationen immer der Sohn dem Vater auf Frankreichs Thron folgte (auf Dänemarks Thron seit Friedrich I. in zehn Generationen), begründete die anfangs wohl zweifelhafte Erblichkeit der Krone; dadurch wurde die königliche Macht befestigt, die Kraft nach Innen und Außen vermehrt. — Dreimal nach einander wurde immer der siebente in der Reihe der französischen Könige gefangen, zuerst zu Hugo Kapets Zeiten der letzte legitime Karolinger, dann der siebente kapetische König Ludwig IX. von den Türken, nach ihm der siebente, König Johann, von den Engländern und nach ihm der siebente, König Franz I., von den Spaniern. — In dem kurzen Zeitraume von 51 Jahren (1559—1610) verloren drei französische Könige, Namens Heinrich (II., III., IV.) gewaltsam das Leben. —

Auch in Spanien regierten drei bourbonische Brüder, die Söhne des geistesschwachen Philipp V., aber nicht hinter einander; denn, als der erstgeborne Sohn, König Ludwig nach achtmonatlicher Regierung im 16. Lebensjahre an den Kinderblattern (1724) gestorben war, trat der abgedankte Philipp V. wieder (bis 1746) an das Ruder des Staates und dann erst folgten seine beiden anderen Söhne: Ferdinand VI. (1746—1759) und Karl III. (1759—1788).

In Schweden folgten drei von den vier Söhnen Gustav Wasa's einander auf dem Throne: Erich XIV. (1560—1568), Johann III. (1568—1592) und (bis zur Schlacht von Stangebroo, 1598, als Statthalter seines Neffen, des Polenkönigs Sigmund, dann aber als König) Karl IX. (1604—1611), der Vater Gustavs II. Adolf.

In England sind die drei letzten Tudors, die Kinder des sechsmal vermälten Heinrich VIII., „des Vertheidigers des Glaubens," Geschwister: Eduard VI. (1547—1553), Maria, die „blutige" Gemalin Philipps II. (1553—1558) und die „jungfräuliche" Freundin des Leicester und Essex, Elisabeth (1558—1603).

Auch in Rußland regieren drei Geschwister hinter einander, Alexei, des zweiten Romanow, Kinder: Feodor III. (1676—1682), seine ehrgeizige Schwester Sophia (1682—1689), die von ihrem unsterblichen Halbbruder Peter dem Großen (1689—1725) gestürzt wird.

Die drei letzten Könige vor der Revolution, Ludwig XIII., XIV., XV., erlebten jeder als regierender König vier deutsche Kaiser-Regierungen.

In Polen folgten dem jüngeren Bruder des bei Varna gefallenen und erst nach 384 Jahren durch Kaiser Nikolaus gerächten Wladislaw, dem Könige Kasimir, drei seiner Söhne: Johann Albrecht (1492—1501), Alexander (1501—1506), Sigismund (1506—1548). Böhmen und Ungarn hat dieser Kasimir, nach dem Ableben der größten Könige, die ihnen je geworden, die erbärmlichsten gegeben, die sie je gehabt: seinen Sohn Wladislaw, seinen Enkel Ludwig.

Von den eingebornen Königen Ungarns, Arpadischen Stammes, regierten die drei Söhne des blinden Bela II. (1131—1141), und zwar: Gejza II. (1141—1161), dann (statt dessen Söhnen Stephan III. und Bela III.) Ladislaw II. (1172) und Stephan IV. (1173).

In Deutschland findet sich in verschiedenen Ländern die Succession von drei Brüdern; so hat Brandenburg ein unglückliches halbes Jahrhundert unter drei Brüdern aus dem Hause Wittelsbach verlebt: Ludwig I. (1324—1351), Ludwig II. (1351—1365) und dem „faulen" Otto (1365—1373.) In Ansbach regierten hinter einander die 3 Söhne des Markgrafen Albert: Christian Albert (1667—1692), Georg Friedrich, der im Treffen bei Schmidtmühlen an der Vils fiel (1692—1703), und Wilhelm Friedrich (1703—1723), und im — seit 1734 fürstlichen — Hause Oettingen-Spielberg folgten die 3 Söhne des 1665 verewigten Grafen Johann Franz: Johann Sebastian, der 20jährig unvermält 1675 bei Baden als kaiserlicher Kornet starb, Johann Wilhelm († 1685) und Franz Albert, der Gemal einer Enkelin des berühmten Lazarus von Schwendi, der, vom Kaiser

in den Reichsfürstenstand erhoben, 1737 starb. In Mecklenburg waren die drei Nachfolger des Herzogs Christian Louis (1658—1692), des Konvertiten, der zuerst den Katholicismus wieder in Mecklenburg eingebürgert hat, Brüder, sie waren die Söhne seines ihm im Tode (1688) vorangegangenen Halbbruders Friedrich von Grabow, und regierten: Friedrich Wilhelm der Debauchirte (1692—1713), Karl Leopold der Vertriebene (1713—1747) und Christian Ludwig II., der Geber des Erbvergleiches (1747—1756.) In Baden-Durlach regierten die drei Söhne Karls II., des badischen Numa: der kalvinische Ernst Friedrich (1577—1604) in Baden, der katholische Jakob III. (1577—1590) in Durlach und der lutherische Georg Friedrich (1590—1622), der 1604 beide Markgrafschaften vereinigte und ein treuer Alliirter des Winterkönigs war. (Er starb 1638 in Straßburg.) Die drei letzten Herzoge der zuletzt aussterbenden, dritten und letzten Nebenlinie Kursachsens, der Linie Sachsen-Weißenfels, waren ebenfalls Brüder: Johann Georg (1697—1712), dessen Hof einer der glänzendsten unter den fürstlichen in Deutschland war, Christian (1712—1736) und Johann Adolf II. (1736—1746), der als kursächsischer General-Feldmarschall auf der Ostermesse zu Leipzig, wohin er mit seiner Gemalin, einer gotha'schen Prinzessin zu Besuch gegangen war, plötzlich starb, als er eben von der Mittagstafel aufgestanden war, ähnlich wie 1763 sein Kriegsherr und Erbe, Kurfürst August III. sterben sollte. — In Würtemberg regierten die drei Söhne des martialischen Herzogs Karl Alexander die Täuflinge seines Freundes, des Prinzen Eugen:

Karl Eugen, der Stifter der Karlsschule (1737—1793), Ludwig Eugen (1793—1795) und Friedrich Eugen (1795—1797). In Hannover endlich folgten in den letzten Dezennien drei Brüder in der Regierung: Georg IV. (1820—1830), Wilhelm IV. (1830—1837) und Ernst August (1837—1851).

Italien sah in Mantua drei Brüder hinter einander regieren, die Söhne des von den eifersüchtigen Farnese's verläumderischer Weise als impotent verschrienen Vinzenz I. Gonzaga, der vor seiner Vermälung mit Eleonore, der Tochter des Großherzogs Franz von Medici, eine gar seltsame Probe bestehen mußte (1585) und in dieser Ehe fünf Kinder zeugte: die Herzoge Franz (1611—1612), Ferdinand (1612—1626) und Vinzenz II. (1626—1627), von denen die beiden Letzteren vor ihrem Regierungsantritte die Kardinalswürde bekleidet hatten, und zwei Töchter, deren jüngere, Eleonora, die Gemalin des glaubensstarken Kaisers Ferdinand II. und Stifterin des Sternkreuz-Ordens wurde. Mit Vinzenz II. erlosch die Linie des Herzogs Wilhelm Gonzaga im Mannsstamme. In Sardinien erlischt die ältere Linie des Hauses Savoyen nach der Regierung von drei Brüdern, den Söhnen des kinderreichen Viktor Amadeus III.: Karl Emanuel (1796—1802), Viktor Emanuel I. (1802—1821) und Karl Felix (1821—1831).

Unter drei unglücklichen Brüdern, des schwachsinnigen Ibrahim I. (1640—1648) Söhnen: Mahomed IV. (1648—1687), Soliman III. (1687—1691) und Achmed II. (1691—1695) zertrümmerten Oesterreichs Waffen unter den

ausgezeichnetsten Heerführern, die es je besessen, die Herrschaft des Halbmondes über Ungarn und den Südosten Europas; später sitzen noch einmal 3 Brüder im Serail zu Stambul, drei Schattenfürsten, die trägen Großneffen des trägen Achmed III. (1702—1730): Mahomed I. (1730—1754), Osman III. (1754—1757) und Mustafa III. (1757—74).

Eine unglückliche Ehe aus Mangel an Delikatesse.

Der Sohn des unglücklichen Winterkönigs Friedrichs V. von der Pfalz, Kurfürst Karl Ludwig, den erst der westphälische Friede restituirte, hat eine stürmische, ziemlich freudenlose Jugend gehabt. Er war in Holland erzogen worden und hatte dort und in England einen weiteren Anschauungskreis gewonnen. In London sah er seinen Oheim Karl I. Stuart auf dem Schaffote sterben und kam 1649 in die Pfalz zurück, damals kaum zwei und dreißig Jahre alt.

Karl Ludwig war nächst seinem Vater weithin der interessanteste Fürst aus der alten kalvinischen Kurlinie vom Hause Simmern. Er glich im Aeußeren seiner Mutter, der schönen, romantisch-melancholischen, dabei aber ungewöhnlich fruchtbaren Elisabeth Stuart, die ihrem Gemale in dem Zeitraume von sechzehn Jahren dreizehn Kinder geboren hatte, drei als Kurfürstin, eines als Königin und die übrigen neun im Exile.*) „Der Kurfürst unser Herr Vater Seliger," schrieb

*) Das sechste dieser dreizehn Kinder, die 1622 „ohne Schmerzen" geborne Tochter Luise Hollandine hatte die Fruchtbarkeit ihrer Mutter

einmal Karl Ludwigs Tochter, die Herzogin von Orleans, „glich der Königin, seiner Frau Mutter; die Königin in Böhmen hatte schwarze Haare, ein lang Gesicht, starke Nase.“

Im Jahre seiner Zurückkunft aus London 1649 kam Karl Ludwig auf der Reise in sein Land nach Kassel. Hier machte die Prinzessin Charlotte, Tochter des verstorbenen Landgrafen Wilhelm V., ein Frauenzimmer von 22 Jahren, einen solchen Eindruck auf ihn, daß er sie zur Gemalin wünschte. Die Mutter der Prinzessin, die berühmte, energische Landgräfin-Vormünderin Amalia Elisabeth, die getreueste Alliirte Gustav Adolphs und Frankreichs im dreißigjährigen Kriege, machte den Fürsten auf den großen Eigensinn ihrer Tochter aufmerksam, mit der Befürchtung, es möchten seine Hoffnungen einer heiteren Ehe an jenem scheitern. Allein Ludwig, dem das Zauberlicht der Liebe die Zukunft verschönerte, versprach, seine Auserkorene durch ein zartes Betragen zu gewinnen, ohne zu bedenken, wie gefährlich es ist, wenn ein Mann die Bürgschaft für ein Frauengemüt auf sich nimmt. Die Mutter, entwaffnet, führte endlich selbst Fürsprache für den hohen Bewerber, und Charlotte, welche zuvor ihre Blicke auf den Herzog Friedrich von Würtemberg gerichtet hatte, ließ sich zur Heirat bewegen, welche 1650 geschlossen wurde.

Aber diese Ehe fiel schlimm aus, sie war eine der un-

---

geerbt. Diese ganz absonderlich humorisirte geistliche Dame — sie war Äbtissin von Maubuisson — pflegte nur „bei ihrem Leibe, der vierzehn außereheliche Kinder getragen hatte,“ zu schwören.

glücklichsten fürstlichen Ehen in Deutschland. Charlotte war eine sehr hochfahrende, befehlshaberische, eigenwillige, zänkische Dame; sie konnte sich mit Karl Ludwig nicht vertragen. Als sie sich zum dritten Male Mutter fühlte, war der vollständige Bruch da; Charlotte verweigerte ihrem Gemale aus eitlem Eigensinne die eheliche Beiwohnung und ging in ihrer Abneigung so weit, daß sie bei dem Reichstage zu Regensburg, wohin sie der Kurfürst mitgenommen, denselben „mit Entblößung des Leibes beschimpfte.“ Sie hatte nämlich selbst die öffentliche Meinung und sogar die Sorge für ihren Körper so sehr vernachlässigt, daß sie, obgleich schwanger, einmal einen schimpflichen Fall vom Pferde that. An den Folgen desselben mußte sie nach des Kurfürsten Abreise noch eine Weile zurückbleiben, und gebar endlich zu Heidelberg einen schwächlichen Prinzen, der bald nach der Taufe wieder starb.

Immer unangenehmer ward die häusliche Stellung des Fürsten zur Gemalin; alle Versuche einer Annäherung scheiterten. Da Charlotte durch ihre schneidende Behandlung allen Reiz holder Weiblichkeit auslöschte, so entfernte sich zuletzt auch ihr Gemal von ihr. Noch einmal ließ er durch seinen Hofmarschall eine ernstliche Warnung an sie ergehen, aber auch diese fand kein Gehör.

Der Kurfürst, ein Mann in den besten Jahren, im vollen Gefühle männlicher Kraft und ausgestattet mit einem Gemüt, welches Liebe suchte und gab, vermochte seine vereinzelte Stellung nicht zu ertragen; sein Herz sehnte sich nach einem Gegenstande zarter Neigung. Er that einen Schritt, der damals das größte Aufsehen in Europa machte. Unter

den Hoffräuleins der Kurfürstin war Luise von Degenfeld, geboren zu Straßburg im Dezember 1634, des Eph. Martin Freiherrn von Degenfeld und der Anna Maria Adelmanin von Adelsmannsfelden Tochter. Dieser ausgezeichneten Schönheit hatte der Kurfürst seine Aufmerksamkeit zugewandt; das Verhältniß war durch lateinische Liebesbriefe, die er mit ihr wechselte, eingeleitet worden, man hat sie lange für Originalbriefe gehalten, es fand sich aber, daß diese Briefe dem Romane des Aeneas Sylvius Piccolomini, des spätern Papstes Pius II.: „de Euraclio et Lucretia," der Liebesgeschichte eines Grafen Schlick mit einer Dame zu Siena, entlehnt waren.

Karl Ludwig ging mit dieser schönen, sanften Dame im Jahre 1658 eine Ehe zur linken Hand ein; der Bruder Luisens, Ferdinand, der in venetianischen Diensten stand und durch einen Schuß bei der Belagerung einer türkischen Festung beide Augen verloren hatte — er starb 1680, ein und achtzig Jahre alt, als pfälzischer geheimer Rath — drängte zu diesem Schritte; er hatte dem Kurfürsten erklärt, „daß er den letzten Blutstropfen opfern würde, um das Todesurtheil seiner Schwester zu unterzeichnen, wenn der Kurfürst nicht ihre Ehre herstellte und sie gar nicht oder auch nur heimlich heirate." Karl Ludwig zog sich mit Luisen nach Schwetzingen zurück, und sie machte ihn innerhalb siebzehn Jahren zum Vater von dreizehn Kindern, welche nach einer alten ausgestorbenen Familie „die Raugrafen und die Raugräfinen" hießen.

Die Kurfürstin Charlotte war in Heidelberg zurückgeblieben und ihre Eifersucht führte lange die heftigsten Szenen

herbei, denn, obgleich ohne Neigung für ihren Gemal, konnte sie es doch nicht ertragen, daß sich die Liebe desselben einer Fremden zuwendete. Endlich richtete sie eine possierliche und doch sehr ernsthafte Eheklage im Juli 1661 an den phlegmatischen Kaiser Leopold I. Dieselbe lautete, wie folgt:

„Es wird hoffentlich Euer kaiserlichen Majestät nicht unbewußt sein, was massen wir uns ungefähr vor eilf Jahren mit dem durchlauchtigsten Fürsten Karl Ludwig, Pfalzgrafen bei Rhein, des heiligen römischen Reiches Kurfürsten 2c. in eheliche Verlöbniß eingelassen, zu welcher Zeit Seine Liebden sowohl in vielfältigen, vor der christlichen Kopulation mit uns geführten Diskursen, als in ipso actu copulationis uns eine immerwährende Liebe und Treue, wie unsrer Seits auch geschehen, höchst betheuerlich zugesagt, welches uns dann zu einer solchen Gegenliebe animiret, daß wir Ihrer Liebden nach unserem besten Vermögen, soviel als weibliche Schwachheit zugelassen, in ehelichem Gehorsam also aufgewartet, daß Ihre Liebden die geringste Ursache nicht finden werden, mit wohl begründetem Fug sich wider uns zu beschweren. So haben wir auch, durch Gottes Gnade, zwei junge Prinzen und ein Fräulein mit einander in ehelicher Liebe gezeuget, daß also Ihre Liebden sich billig sollten gemäßiget haben, uns die denegationem cohabitationis unschuldiger Weise aufzudringen. — Als wir einsmals, nach fürstlichem Brauche, Ihrer Liebden einen schönen, apfelgrauen, neapolitanischen Hengst mit allem Zubehör zum neuen Jahre verehret, hat er uns gesagt (der Kurfürst nämlich): „Schatz, wir begehren hinfüro solche Präsente nicht mehr, welche unsere Schatzkammer ver-

ringern," und hat noch selbigen Tag dasselbe einem schlechten vom Adel verehrt, welche Beschimpfung uns dann so wehe gethan, daß wir es unserer Kammerjungfrau „Mariä Susannä" (?) von Degenfeld, von deren unzüchtigem, ehebrecherischen Beginnen wir zur Zeit das Geringste nicht gewußt, mit weinenden Augen geklaget.

Es ist uns aber nicht lange hernach von einem sehr vertrauten Diener ein sehr nachdrückliches lateinisches Brieflein, welches er in unseres Herrn Gemals Gemach ohngefähr (?) gefunden, eingehändigt worden, dessen Inhalt wir hier beizufügen nicht umgehen können. (Hier folgt das nachdrückliche zärtliche Brieflein der Degenfeldin an den Kurfürsten in lateinischer Sprache.) Als wir nun diesen unzüchtigen Brief vielleicht durch Schickung Gottes (?) bekommen, haben wir alsobald denselben mit großer Bestürzung übersehen. Weil wir aber in der lateinischen Sprache nicht zum Besten erfahren, haben wir den wohlgebornen Johann Jakob Grafen von Eberstein, unsern Herrn Vetter zu uns berufen lassen, ob er uns wolle in Dollmetschung besagten Briefleins zu Hilfe kommen, welches er uns redlich geleistet; aber es ist nicht zu sagen, was große Bekümmerniß damals unser Herz eingenommen hat, haben uns derowegen aus verwirrtem Gemüthe (?) so weit erkühnet, und gemeldeter Degenfeldin, welche damals nicht zugegen, Tresurlein aufbrechen zu lassen (wozu ein Weib doch durch Eifersucht verführt werden kann!) und nach fleißiger Durchsuchung folgende drei Unglücksbriefe gefunden. (Nun folgen 3 lange lateinische Liebesbriefe des Kurfürsten an die Degenfeld, alle sehr respektvoll titulirt, z. B. Ge-

5*

nerosissimae Virgini D. Mariae Susannae a Degenfeld, Turnau et Neuhausen.) Aus welchen wir genugsam haben vernehmen können, daß unser Herr Gemal uns alle Treue und Liebe aufzusagen bedacht sei, welchem dann bei Zeiten vorzukommen wir uns bedacht, auf begebende Gelegenheit solches Ihrer Liebden verblümter Weise zu verstehen zu geben, so denn auch geschehen. Da sich's zugetragen, daß Ihre Liebden, der Herr Markgraf (Friedrich von Baden) einmal, als wir eben zu der Tafel gesessen, uns zugesprochen: „Wie, meine Frau Schwester, wie so traurig;" Wir aber antworteten: „Geliebter Herr Bruder, vielleicht finden sich noch wohl Ursachen unserer Traurigkeit," worauf unser Herr Gemal ganz erröthet sagte: „Es ist nichts Neues, daß meine Frau Gemalin ohne gegebene Ursache zürnet." Wir aber konnten Ehren halber solche Rede nicht unbeantwortet lassen (das versteht sich!), sondern sprachen: „Diejenigen, welche die Mägde lieber sehen als die Frau, machen mich zürnend." (Das war nämlich auf die vorgesetzte verblümte Weise.) Worauf unser Herr Gemal sich gestochen gefunden, auch vor Zorn ganz verblichen und in Gegenwart besagter fürstlichen Person uns eine solche harte Maulschelle versetzte, daß wir uns wegen des verdrießlichen Nasenwischens von der Tafel hinweg begeben mußten.

Ihre Liebden aber, der Herr Markgraf, hat mächtig darüber geeifert und auf italienisch (französisch war damals noch nicht die Hofsprache) zu unserm Herrn Gemale gesagt: „Signore Elettore, troppo è questo." Unser Herr Gemal antwortete hierauf: „Mio fratello, Signore Marchese, ma

cosi ha voluto.“ (Er hatte ihr nämlich bei einer früheren Gelegenheit gedroht, „sie mit einer Maulschelle zu belohnen,“ wenn sie ihn einen unredlichen Fürsten schelten würde. Nun folgt eine Erzählung, wie der Markgraf dem Kurfürsten zugeredet und die eheliche Versöhnung bewirkt habe.) Wir aber haben uns zum Abendessen entschuldigen lassen, daß wir wegen nöthiger Verfertigung etlicher Schreiben an Ihre Liebden, Herrn Wilhelm Landgrafen in Hessen, unsern herzgeliebten Herrn Bruder, und dessen vielgeliebte Frau Gemalin, Frau Hedwig, auch unser Fräulein Schwester, Fräulein Elisabeth aus Hessen nicht könnten bei der Tafel erscheinen.

Weil aber unser Herr Gemal befürchtete, wir möchten unserm Herrn Bruder in gemeldetem Schreiben, was sich zwischen uns zugetragen, zu wissen thun, ist er derowegen des Nachts um 10 Uhr mit Begleitung zweier Pagen vor unser Gemach gekommen und hat daselbst angeklopft. Als wir vor die Thür gegangen und Seine Liebden angetroffen, haben wir uns wegen so unverhoffter Besuchung nicht wenig verwundert und gesagt: „Wie besucht mich mein Schatz so spät?“ Seine Liebden antwortete darauf, nachdem sie die beiden Leibpagen wieder zurückgeschickt hatte: „Ich habe schauen wollen, ob Euer Liebden mir diese Nacht wollen Raum geben in Ihrem Bette zu ruhen.“ — Weil uns aber dazumal eben die ungebührlichen Briefe eingefallen und in Betrachtung, daß wir von hohen Eltern geboren, uns gar zu schwer vorgekommen, zu solchen Ungebührlichkeiten zu schweigen, und uns nur gebrauchen zu lassen, wenn man eine andere nicht haben kann, derowegen haben wir gesagt: „Mein Herr Ge-

mal, ich bin gänzlich dahin entschlossen, fürohin allein zu schlafen, bis sich Ihro Liebden resolviren, mir eine Person in meinen Gehorsam zu liefern, mit gegebener Vollmacht, dieselbe wegen begangenen großen Frevels wohlverschuldeter Weise abzustrafen. Das Verbrechen ist so groß, daß die Person, von der ich rede, es nicht anders, denn mit ihrem Blute würde bezahlen können." — „Ei, mein Schatz," sagte unser Herr Gemal, „das Urtheil ist allzuscharf." — Wir zogen nun derohalben den Brief, welchen unser Diener gebracht, aus dem Sacke und fingen an, mit heller Stimme darin zu lesen. Unser Herr Gemal lachte darüber und sprach: „Alles lauter Scherz." (Der Kurfürst deutete nun die Brieflein als bloße Sprachübungen aus.) Unser Herr Gemal sagte: „Ich sehe wohl, das fromme Fräulein hat alle Gnade und Huld bei Euch verloren, es liegt derohalben mir ob, sie in Sicherheit zu bringen. Weil es aber schon sehr spät ist, wolle mein Schatz mich berichten, ob es ihm beliebig sei, mich allhier zu entkleiden." (Nun folgte eine Versöhnungsszene „mit einem herzlichen Umfang" (Umarmung) und von Seite des Kurfürsten die Versicherung, „hinfüro eine friedliche Ehe zu besitzen," welches vielleicht auch geschehen wäre, „wo der leidige Teufel nicht sein Unkraut ausgeführt hätte.")

Nach drei Tagen, als der Herr Markgraf von Baden wiederum nach seiner Residenz Durlach verreiset, kam eben dazumal ein Patent von Euer Majestät glorwürdigstem Herrn Vater Ferdinando höchstseligen Andenkens, nach Heidelberg, mit welchem unser Gemal auf den angestellten Reichstag nach Regensburg citirt worden, wohin wir uns dann auf

gesetzten Termin neben unserm Herrn Gemal erhoben. — Als wir aber nach Verfließung etlicher Wochen wiederum zu Heidelberg angekommen, haben wir durch einen Edelmann, Namens Paul zu Kleiningen, unseren Herrn Gemal freundlich andeuten lassen, daß wir gesinnet seien, Ihro Liebden zu begrüßen. Aber unser Herr Gemal sagte mit großem Unwillen zu besagtem Edelmanne: „Sagt nur der kahlen Landgräfin (also nannte uns Seine Liebden), ich möchte mit keiner Landverderberin zu schaffen haben.“

Als uns nun solches angedeutet worden, haben wir uns nicht erkühnen dürfen, Seine Liebden anzureden (welche Unterthänigkeit!), sondern sind schnurstraks durch unsern Nebensaal in unser Gemach gegangen. Wir kamen aber kaum dahin, so hatten sich schon vierzig von der Schweizergarde in unser Vorgemach eingestellt, welche befehligt waren, uns zu verwahren und nicht herauszulassen, bis Ihro Liebden anders hierin gebieten würden. Da mußten wir mit großer Besorgniß sehen und erfahren, daß wir, als eine geborene freie Fürstin, eine Gefangene waren, resolvirten uns derowegen an unsern Herrn Gemal selbst zu schreiben und Seine Liebden zu bitten, ob sie uns der höchstbeschwerlichen Verhaftung entbinden wollten. Setzten derowegen dieses Folgende an seine Liebden auf und schickten dasselbe durch einen jungen Edelknaben Seiner Liebden über die Tafel.

Nach den zärtlichsten Versicherungen lautet der Schluß: „bitte derohalben Euer Liebden um Gottes Willen, mich auf freien Fuß zu stellen, und wenn ich etwas begangen, zuvor meine Verantwortung zu hören, denn ich habe diese Zeit hero

wegen ungestümen Polterns und Rasselns der indiskreten Schweizer nicht drei Stunden schlafen können."

Nach Verlesung dieses Schreibens befahl unser Herr Gemal, man solle alle Schweizer, bis auf vier, wieder abstehen lassen, welches auch alsbald, mit unserm guten Vergnügen geschehen. Ihre Liebden aber schickten uns einen Brief. Nach einigen Vorwürfen heißt es: „So werdet Ihr wohl auch wissen, wie Ihr auf dem zu Regensburg gehaltenen Lustjagen mich beschimpfet, und als ich Euch, in meinem billig gefaßten Zorne, wegen begangener Leichtfertigkeit und muthwilliger Entblößung Eures Leibes (?!) in Gegenwart der allda versammelten Reichsstände, nur ein wenig gewehret, mir gleich alle eheliche Beiwohnung auf ein halbes Jahr versagtet; welches Verbrechen mich des ehelichen Bandes ganz entlediget, bin auch gänzlich dahin resolviret, mich von Euch völlig durch einen öffentlichen Aktum scheiden zu lassen." Nun erzählt sie, wie ihr der Kurfürst mehr Freiheit gestattet und ihr durch eine Kammerjungfer habe sagen lassen, daß er bedacht sei, „sich anderwärts zu verheiraten." Dann folgt ein Schreiben vom 14. April 1657, worin er ihr von Ladenburg aus ankündigt, daß er bereits alle Anstalten getroffen habe, sich mit der Degenfeld ehelich zu verbinden, und zugleich ihr und ihren Kindern einen anständigen Unterhalt zusichert.

Die Antwort hierauf war folgende:

„Durchlauchtigster Fürst!
Hochgeborener Herr!

Aus Euer Liebden Schreiben habe ich genugsam und mit höchster Bestürzung vernehmen müssen, daß Euer Liebden mich ganz und gar nunmehr verstoßen und nicht gesinnt sein, mich für eine Gemalin zu erkennen; welches, ob es mir zwar wehe thut, Gott dem gerechten Richter befehlen will, werde mich hinfüro als eine Witwe zu halten wissen, deren Mann noch bei Leben und durch leichtfertige Entführung einer nichtswürdigen Metze von seinem rechtmäßigen Gemal abgelenkt ist. Für die guten Traktamenten, welche Euer Liebden mir verschaffet, thue ich mich höflich bedanken, werde mich auch befleißigen, gegen Euer Liebden Konkubine mich also zu verhalten, daß sie nicht Ursache haben wird, sich über mich zu beschweren.

Euer Liebden bis in den Tod geneigte, anitzo hochbekümmerte

Charlotte,
rechtmäßige Kurfürstin bei Rhein.

Heidelberg, den 15. April 1657."

Nach dreien Tagen kam unser Herr Gemal wieder zurück und brachte die von Degenfeld, in Begleitung 100 neugeworbener Dragoner mit sich. Da ging uns erst recht ein Stich durchs Herz, als wir sehen mußten, daß unsere gewesene Dienerin uns aus dem Sattel heben und sich bei Jedermann als eine Kurfürstin präsentiren sollte, wir aber uns

im Geringsten nichts gegen sie verlauten lassen durften." — Jetzt wird erzählt, wie Charlotte, um ihren Gemal „noch zu erweichen, an der Thüre des Tafelzimmers mit ihren Kindern einen Fußfall vor ihm gethan" und es heißt weiter: „Ihro Liebden Augen waren voll Wasser. Unterdessen kam die von Degenfeld daher gegangen, sah uns also knieen und sprach frech zu unserem Herrn Gemale: „Signore Elettore, servate la parola di promessa." Auf solche Worte schlug unser Herr Gemal seine Hände ob dem Haupte zusammen und ging seufzend hinweg. Wir aber konnten solche Unbilligkeit nicht länger sehen, sondern liefen in unser Gemach und langten eine geladene Pistole, Willens, der von Degenfeld, als einer gottlosen und unkeuschen Eheverstörerin, eine Kugel durch ihr leichtfertiges Herz zu jagen; aber als wir dorthin kamen und eben losdrücken wollten, ward uns die Pistole von dem wohlgeborenen Grafen, Herrn Wolf Julius von Hohenlohe, abgenommen und zu einem Fenster hinausgeschossen. Unser Herr Gemal aber, solchen Schuß hörend, lief eilends hinaus aus seinem Gemache und fragte, wer geschossen habe? — Wir sagten: „Ach, lieber Schatz, ich habe es gethan, willens, Ihro Liebden Ehre an diesem Unthiere zu rächen." Unser Herr Gemal aber sagte: „Charlotte, Charlotte, lasset dieses unterwegs, wenn Ihr nicht alsbald von hier abgeschaffet sein wollet."

Hierauf erzählt Charlotte mit kläglichen Worten, daß sie bei den Feierlichkeiten, die zu Ehren des Herzogs von Würtemberg veranstaltet worden, nicht ein einziges Mal zur Tafel geladen wurde, daß sie endlich auch „eine Mahlzeit" zu-

richten und mehrere fürstliche Personen dazu habe einladen lassen, wobei aber ihr Gemal nicht erschienen sei. Dann heißt es weiter: „Unser Herr Bruder, Herzog Eberhart, versprach uns, sich äußerst dahin zu bemühen, uns wieder zu reconciliiren; insonderheit aber wollte Seine Liebden nach Dero Heimkunft alsobald an ihren Vasallen Gustav von Degenfeld, gemeldeter Erzmaitresse Bruder, sehr ernstlich schreiben, mit dem Befehle, seine Schwester alsbald zurück und nach Hause zu fordern, im widrigen Falle wollten sie ihre Lehen zu sich nehmen und einem andern konferiren. — Unterdessen sollten Wir an Ihro kaiserliche Majestät unterthänigst suppliciren, durch allergnädigste Interposition uns wieder zu vereinigen. Zu welchem Zwecke wir denn Euer kais. Majestät hiemit alle Akta, was sich die Zeit her zwischen uns zugetragen, unterthänigst berichtlich eröffnen, damit dieselben, nach dero hohem Verstande, desto besser hierüber erkennen möchten, haben auch nicht unterlassen können, noch dieses hinzu zu setzen, daß unser Herr Gemal diese drei Jahre hero weder mit Worten noch Werken uns weiter beleidigt und wir verhoffen, Seine Liebden werden eine kaiserliche Intercession wohl beherzigen und uns als eine bedrängte und sehr betrübte Fürstin auf einmal wieder begnadigen und nicht gar in solchem Kreuze versinken lassen. Bitte derohalben nochmals Euer kaiserliche Majestät in unterthänigster Demuth, durch Dero hochansehnliche Vorbitte (!) die Sache dahin schicken zu helfen, daß auf dem angestellten Konventstage zu Durlach etwas Wichtiges möge ausgerichtet werden, welches sehr wohl geschehen könnte, wenn Euer kais. Majestät Deroselben gefallen ließen, einen

Legaten cum plenipotentia tractandi dahin zu schicken, für welches wir uns unterthänigst erbieten, Gott den Allmächtigen inbrünstig anzurufen, daß er Euer kais. Majestät beständige Gesundheit, langes Leben, auch glückliche Regierung und erwünschten Sieg wider Dero Feinde und alles Wohlergehen verleihen möge.

Euer kaiserl. Majestät allerunterthänigste gehorsamste Dienerin

Charlotte,

Pfalzgräfin bei Rhein, geborne Landgräfin zu Hessen.

Datum Heidelberg, den 16. Juni 1661."

Dieses Schreiben hatte nicht den gewünschten Erfolg; die Degenfeld wurde vom Kaiser als Raugräfin bestätigt und ihre Kinder führten denselben Titel. Charlotte zog im Jahre 1665 von Heidelberg weg und begab sich in ihre Heimat, nach Kassel.

Luise, die eine treffliche Erziehung genossen hatte, einen ausgezeichneten Verstand und Fertigkeit in mehreren Sprachen besaß, wußte Karl Ludwig durch ihre Eigenschaften dauernd und fest an sich zu ketten, so wie sie durch ihr Gemüth alle Menschen gewann; die Mißgunst konnte an ihr keine Schuld finden. Still und zurückgezogen, unempfindlich gegen rauschende Vergnügungen, lebte sie nur ihrem Gemal und starb, beglückt durch das Gefühl, sich seiner Liebe würdig bewiesen zu haben. Bei ihrer vierzehnten Schwangerschaft traten bedenkliche Anzeichen ein. Als sie fühlte, daß der dunkle Augenblick des

Scheidens sich nähere, bereitete sie sich auf seinen Eintritt mit frommem Sinn vor. Nachdem sie das Abendmal empfangen, sprach sie zu ihrem Gemal mit tiefer Wemuth die Worte der Trennung, liebend reichte ihr dieser die Hand und gelobte, ihre Verfügungen zu vollziehen. Dafür dankte sie ihm und segnete ihn. Auf die Frage des Geistlichen, ob sie nichts auf dem Herzen habe? antwortete sie Nein! und dasselbe erwiederte sie Karl Ludwig auf dieselbe Frage mit dem rührenden Zusatze, „sie habe kein anderes Anliegen, als dieses, daß sie selbst bei ihrem dauernden Streben ihrem Kurfürsten und Herrn nicht genug habe gefallen können." Im letzten Kampf stand der Gemal tief ergriffen, ihre eine Hand haltend, neben ihr; etwas über 42 Jahre alt, endete sie am 18. März 1677, bald nach 5 Uhr Morgens. Viele fürstliche Personen, besonders der Herzog von Zweibrücken und die Herzogin von Simmern bezeigten die aufrichtigste Theilnahme an ihrem frühen Hinscheiden.

Weil die Raugräfin öfter gebeten hatte, man möge ihren Leichnam nicht einbalsamiren, so erfüllte Karl Ludwig ihren Wunsch; doch ließ er sie am 3. April im Gewölbe der in Mannheim neu erbauten Kirche „zur heiligen Eintracht" fürstenmäßig beisetzen. Auch verfaßte er selbst folgendes Trauergedicht auf sie:

Blutschweiß der verwandten Herzen
Beitzen diesen Körper ein,
Balsame unwürdig sein,
Solche reine Haut zu schwärzen.

Tugendhafter Seele Kaste,
Ungefärbtes Fleisch und Blut,
Leidet nur, daß Liebesgluth,
Die unsterblich, euch betaste.

Eilt dann euch, adlige Träger,
Zu versetzen in die Ruh,
Was verweßlich ist, Dazu
Dienet nun gewölbtes Läger.

Aber das unsterblich Wesen
Trotzet Haß und Neids Gefahr,
Groß und kleiner Freuden Schaar,
Nun es ist vom Leib genesen.

Karl Ludwig war einer der wenigen Fürsten, die durch das in ihrer Jugend erlittene Unglück zu ihrem Amte tüchtig gemacht wurden. Alle Geschäfte gingen durch seine Hand, er besuchte regelmäßig die Kanzlei und die Kammer und zog sich so tüchtige Räthe und Beamte, daß sie weit und breit berühmt wurden, er verstand es vollkommen, sich fürchten und gehorchen zu machen. Alle Räthe mußten durch einen besonderen Revers Verschwiegenheit und keine Geschenke anzunehmen geloben. Er strengte sie Tag und Nacht zur Arbeit an und sagte einst, als er auf der Kammer wo die Bildnisse seiner Vorfahren hingen, bei einem derselben das Prädikat „patiens“ las: „Ich bin impatiens, wenn man nicht fleißig arbeitet.“ Ungeachtet aber seine Räthe stets beschäftigt waren und ihm Alles berichten mußten, folgte er doch mehr seinem

Willen, als ihrem Rathe. Er pflegte zu sagen: „Wer leicht glaubt, wird leicht betrogen,“ aber er strafte die falschen Angeber nicht, um sie nicht abzuschrecken, ihm Vieles zu entdecken, wohin seine Augen nicht reichten. Karl Ludwig war ein vortrefflicher Financier, er haßte alle unnöthige Pracht bei Hofe und wiewohl er nur 1 vom 100 Steuer nahm, hatte er doch stets eine Baarschaft von einer Million Gulden und bei seinem Tode überstiegen die Landeseinkünfte die Summe derselben vor dem dreißigjährigen Kriege.

Karl Ludwig hatte den Wahlspruch: „Deus providebit.“ Er war aber ein gar heftiger Herr. Nach dem Tode des Kaisers Ferdinand III. bei den Streitigkeiten der Pfalz mit Baiern, wem die Ausübung des Reichsvikariates gebühre, kam er 1658 nach Frankfurt auf den Konvent und warf dem bairischen Gesandten Dr. Oexel auf einen harten Wortstreit das Tintenfaß nach dem Kopfe. In Genf prügelte er den Verfasser einer deutschen Reise, Oldenburger, durch, der über sein Liebesverhältniß zu Fräulein Degenfeld vor und nach seiner Trennung von seiner rechtmäßigen Gemalin sich ausgelassen hatte, und ließ ihn die zwei Blätter des Buches, die die anstößigen Sachen enthielten, aufessen, so wie einst Don Carlos von Spanien einen armen Schuhmacher, der zu enge Stiefel geliefert hatte, das zerhackte Leder derselben zu verschlingen gezwungen hatte. Mit den geistlichen Herren um sein Land herum kam er 1665 in Streit über Ausübung des Wildfangsrechtes, das er benützte, um seine ruinirten Länder wieder zu bevölkern. Ebenso gerieth er mit dem Herzoge von Lothringen 1668 in einen kleinen Krieg, weil

dieser nach dem westphälischen Frieden noch pfälzische Ortschaften besetzt hielt. Als der Marschall Turenne 1674 die berüchtigten Mordbrennereien in der Pfalz auf seines Herrn Befehl anfing, forderte er ihn, erzürnt über die ringsum rauchenden Dörfer, zum Zweikampfe. Turenne antwortete aber: „Seitdem er die Ehre habe, dem Könige von Frankreich zu dienen, schlage er sich nur an der Spitze von 20.000 Sekundanten.“

Im Religionspunkte war Karl Ludwig ein sehr toleranter Herr, dies beweist die von ihm „der heiligen Eintracht“ geweihte Kirche mit drei Kreuzen auf ihrem Thurme, auf der Veste Friedrichsburg in Mannheim, zugleich für Kalvinisten, Lutheraner und Katholiken. Er starb drei Jahre nach seiner geliebten Luise, am 28. August 1680 auf dem Wege nach Heidelberg, zu Edingen unter freiem Himmel, unter einem Nußbaum und einer Rebenlaube, drei und sechzig Jahre alt.

Welche höchst einnehmende Persönlichkeit dieser Kurfürst gewesen sein müsse, „lustig und recht possierlich und immer von gutem Humor und weit vom Aberglauben,“ geht sehr deutlich aus der Zärtlichkeit hervor, mit welcher seine Tochter Elisabeth Charlotte noch lange nach seinem Tode sein Andenken verehrte. Unterm 14. Mai 1695 schreibt sie aus Paris an ihre natürliche Schwester, die Raugräfin Luise: „Es ist mir lieb, daß Karl Moriz (der Raugraf, Luisens Bruder, der in preußischen Diensten stand und später durch Trinken zu Grunde ging) mich lieb hat, ob er mich schon nicht kennt, das Geblüt muß es thun. Daß ich ihn lieb hab,

ist kein Wunder, ich hab ihn auf die Welt kommen sehen und über das, so habe ich einen solchen Respekt vor Ihr Gnaden unseres Herrn Vater Seligen in meinem Herzen behalten, daß ich Alles lieb habe, was Ihr Gnaden Kinder sein. Ich wünsche, daß der Herr Rittmeister Karl Moriz bald Obrister mag werden. Liebe Luise, man stirbt nur, wenn die bestimmte Zeit kommt, Karl Moriz wird nicht länger leben, als sein Destin ist, darum laßt ihn nur seiner Inklination folgen, denn das Alles, wozu einem die natürliche Inklination treibt, thut man besser, als wozu man sich zwingt." Und kurze Zeit darauf, 26. Juli 1695, schreibt sie wieder aus St. Cloud: „Ich bitte Euch, liebe Luise, schreibt mir, ob Ihr etwas davon weißt, daß Ihr Gnaden unser Herr Vater nach Eurer Frau Mutter Tod einen Sohn solle bekommen haben, von einer schweizerischen Jungfer, so bei der Frau Raugräfin gewesen und Holländerin geheißen habe und daß der Kurfürst Selig Geld solle in die Schweiz geschickt haben, das Kind dort erziehen zu lassen und daß der Bub dort erzogen wird und gar artig sein soll und viel Verstand haben."

Die schlimme Hessin, die Kurfürstin Charlotte, hatte die Genugthuung, ihre Nebenbuhlerin und ihren Gemal zu überleben; nach dem Tode des letzteren kehrte sie zu ihrem unfähigen Sohne, der auch vor ihr sterben sollte, in die Pfalz zurück. Als sie endlich selbst im Jahre 1686 das Zeitliche segnete, bestimmte sie einigen von ihrer Dienerschaft in ihrem letzten Willen Vermächtnisse, den meisten aber vermachte sie „ihren letzten Unwillen" mit beigesetztem

Befehle „darüber zu weinen.“ Selbst ihren Sarganzug ordnete die befehlshaberische Dame noch an und ihre eigene Schwägerin sagte bei dieser Gelegenheit: „ce sera la seule fois, qu'on l'habillera sans qu'elle gronde ou batte ses gens.“

Da ihr unfähiger Sohn Karl, der Karl Ludwigs Nachfolger ward und mit dem 1685 die kalvinische Linie Simmern ausstarb, wie gesagt, der Mutter in die Ewigkeit vorangegangen war, so überlebte nur eine gescheidte Tochter, die schreibselige Pfalzgräfin Elisabeth Charlotte, das ungleiche Elternpaar. Sie ward neunzehnjährig, 1671, an den Herzog von Orleans, Bruder Ludwigs XIV., vermält, 1701 Witwe und starb 1722 siebzigjährig als die Mutter des berühmten Regenten. Obwohl grundhäßlich behauptete sie sich an dem frivolen französischen Hofe durch ihren ungewöhnlichen Geist, selbst Ludwig XIV. ehrte ihren Rath nicht blos in Familien-, sondern auch in Staatsangelegenheiten. Sie war vom reformirten Glauben zum katholischen übergetreten, aber von allen religiösen Vorurtheilen frei, eine entschiedene Widersacherin der bigotten Priester. Ihr bis jetzt publizirter Briefwechsel mit ihrer Stiefschwester, der Raugräfin Luise und mit der geistreichen Königin von England, Karoline von Anspach, ist durch rührige Jovialität und rücksichtsloseste, derbste Natürlichkeit ausgezeichnet und die Hauptquelle über die heimlichsten Heimlichkeiten der damaligen deutschen Höfe. Elisabeth Charlotte war die Prinzessin, wegen der nach dem Aussterben der Linie Simmern Ludwig XIV. 1688 den Krieg mit Deutschland anfing.

Die Degenfeld'sche Nachkommenschaft des Kurfürsten Karl Ludwig starb schon ein Menschenalter nach dem Hintritte der fruchtbaren Mutter, 1702, im Mannesstamme und ein anderweitiges Menschenalter darauf auch in den Töchtern aus. Die Grafen Degenfeld beerbten die Raugräfin Luise, die 1733 als die Letzte ihres Stammes unvermält starb.

Der letzte Este.

Das alte markgräfliche Haus Este in Italien stammte von dem Pfalzgrafen Obert I. († 974) ab, dem Mailand, Genua und andere lombardische Städte und Länder gehörten, und theilte sich mit den Söhnen Azo's II. († 1094): Welf und Fulko in die deutsche oder (jüngere) welfische Linie von Braunschweig und in die italienische oder markgräflich estische. Aus dieser wurde Markgraf Borso 1452 Herzog von Modena und Reggio und dessen Bruder und Erbe Herkules I. 1502 vom Papste Alexander VI. mit dem Herzogthume Ferrara belehnt. Die ebenbürtige Linie erlosch 1597 mit Alfons II.; in den Reichslehen ließ Kaiser Rudolph II. mit einem Markgrafen von Este die natürliche Linie folgen, doch der Papst Klemens VIII. zog Ferrara ein. Diese neue Linie erwarb Correggio und Mirandola 1710, Novellara 1737 und Massa und Carrara 1743.

Der vorletzte dieses Hauses, Herzog Franz III. (1737—1780) hatte die Statthalterschaft von Mailand übernommen und einen Traktat mit dem Wiener Hofe geschlossen,

wodurch er sich anheischig machte, seine Enkelin, die Tochter und muthmaßliche Erbin seines Sohnes Herkules Rainald, in Mailand erziehen zu lassen und sie nachher mit dem Erzherzoge Ferdinand, drittem Sohne Maria Theresias, zu vermälen, damit das Haus Habsburg-Lothringen giltige Anwartschaft auf Modena bekäme.

Herkules Rainald, der mit diesem Plane seines Vaters nicht einverstanden war, hatte mit seiner Tochter eine andere Absicht gehabt. Er wollte sie mit dem Herzoge von Parma verheiraten und dadurch diesem Hause einen beträchtlichen Zuwachs an Macht verschaffen, zumal wenn es in der Folge damit noch das Ferrarische und einige andere Länder vereinigte, die der römische Stuhl ehemals an sich gerissen hatte. So gut dieser Plan auch war, so wurde er doch verworfen.

Auch die Vermälung des Prinzen Herkules Rainald selbst war durch die ehrgeizigen Entwürfe seines despotischen Vaters zu Stande gekommen. Der Letztere hatte nämlich um die Erbin des Hauses Massa-Carrara anhalten lassen, und die einflußreiche Macht, mit der Franz III. seine Gesandtschaft zu unterstützen wußte, entschied die Verbindung, die der junge Herkules fürchtete. Die arme Prinzessin Maria Theresia Cibo-Malaspina, die ältere Tochter des letzten Herzogs von Massa-Carrara, Alderanus Cibo, hatte überhaupt — wenn sie gleich schon mit 16 Lenzen verheiratet war — Unglück mit ihren Bräutigamen gehabt; als ein Kind von 7 Jahren war sie mit dem Prinzen von Soissons verlobt worden, der aber schon 1734 starb, und als sie zwei Jahre später wieder Braut wurde, entriß ihr der Tod auch den zweiten Auserwählten, den Erb-

prinzen Franz Konstantin von Modena; endlich brachte sie dessen erst vierzehnjähriger Bruder Herkules sehr wider seinen Willen 1741 unter die Haube. Aber die Ehe fiel unglücklich aus; Zwischenträger brachten das junge Pärchen in Mißhelligkeit und streuten Verleumdungen über die Prinzessin aus, welche die Abneigung ihres Gemals gegen sie nur steigern konnten. Dieser faßte den Entschluß, außer der Tochter, die ihm 1750 geboren worden war, weiter keine rechtmäßige Nachkommenschaft zu haben.

Herkules erfuhr die Falschheit der Beschuldigungen, die man bei ihm gegen seine Gemalin erhoben hatte, erst zu einer Zeit, wo diese Prinzessin nicht mehr im Stande war, das Unglück eines so wenig verdienten Zornes wieder gut zu machen. Wenigstens brachte es ein 1753 geborner kleiner Rainald Franz nur zu der kurzen Lebensdauer von vier Monaten und einem Tage.

Franz III. hatte nichts gethan, den Hader der beiden Eheleute zu tilgen und dem Erlöschen seiner männlichen Nachkommenschaft von fernher vorzubeugen. Eine betagte Geliebte, deren baufällige Reize ihn noch immer fesselten, war die einzige Person, die seine Gunst besaß. An diese verschwendete er die Summen, die er aus Oesterreich bezog, so wie jene, die er durch Verkauf von Bedienstungen, Gnadenbezeigungen, Anwartschaften und anderen geringfügigen Ministerwaaren, wornach das hintergangene Volk begierig läuft, den leichtgläubigen Mailändern ablockte. Was er aus seinen Staaten zog, verlor sich gleichfalls im Mailändischen, wo er einen prächtigen Hof hielt und Feste gab, die sehr viel kosteten. Nur

selten kam er nach Modena. In den ersten Jahren zeigte er sich bloß auf dem Jahrmarkte zu Reggio, mit einem Gefolge von vielen Adeligen. Diese Besuche machten durch den Prunk, wozu sie den Adel verleiteten, auch die Mailänder arm.

Unter den Verschönerungen aller Art, die er in seinen Staaten, zumal in seiner Hauptstadt, hatte vornehmen lassen, war ein prächtiges Armenhaus besonders bemerkenswerth. Einige Spaßvögel, denen der Glanz dieses Gebäudes auffiel, äußerten: der Herzog hätte in jeder Stadt oder in jedem Flecken seines Landes ein solches Gebäude aufführen lassen sollen, weil er alle Unterthanen zu Bettlern gemacht habe und sie ihm am Ende zur Last fallen müßten.

Unter den beiden letzten Este's war der Zustand des prächtigen herzoglichen Palastes zu Sassuolo ein sehr trauriger. Franz III. hatte die reichen Einrichtungsstücke, die Gemälde und Statuen, die den Palast schmückten, verkaufen lassen. Was der Raubgier des Vaters entgangen war, diente dem Geize des Sohnes zur Nahrung. Sobald Herkules Rainald von Sassuolo Besitz genommen hatte, ließ er schnell Alles, was in demselben nicht niet- und nagelfest war, versteigern. In diesem Palaste waren die Wände weitläufiger Säle durch die Zeit geschwärzt und von unziemlicher Nacktheit. Einige hölzerne Tische, einige Strohstühle, Betten ohne Vorhänge und mit wollenen Decken belegt, waren die Möbel dieses Herrschersitzes, und doch besuchte ihn der Herzog zweimal wöchentlich in Begleitung seiner Geliebten und eines natürlichen Sohnes, den man Marchese Scandiano nannte.

Diese drei Personen kamen regelmäßig Morgens in Sassuolo an und brachten ihr Mittagessen mit, das aus drei schon gar gekochten Schüsseln bestand, die nur aufgewärmt werden durften. Weiter verlangte der Herzog fast keine Verrichtungen von der wenig zahlreichen, zu diesem Schlosse gehörigen Dienerschaft, die allmälich ganz ausstarb, da er die Ablebenden nicht mehr ersetzte. Der Herzog kehrte nach dem Abendessen gewöhnlich wieder in die Stadt zurück.

Man hat oft gesehen, daß die Großen der Erde ihre Herrschaften verwüstet, zerstückelt, theilweise verkauft oder verpfändet haben, sowohl um ihre Schulden zu bezahlen, als auch um ihre Vergnügungen bestreiten zu können. Dem Herkules Rainald war es vorbehalten, seine Forste, seine Parke blos in der Absicht fällen zu lassen, um Geld anzuhäufen, von dem er nur den kleinsten Theil auszugeben sich getraute. Er fand Vergnügen daran, die beträchtlichen Summen, welche ihm dieser öftere Holzverkauf eingetragen hat, zu verstecken und unangetastet zu lassen, gleichsam als ob er vorahnend (!) befürchtete, sie einstmal als Nothpfennig zu brauchen.

Ungefähr einen Monat im Jahre, nämlich einen Theil des Oktobers und Novembers, brachte er ununterbrochen auf dem Lustschlosse Sassuolo zu. Nur dann erlaubte er sich einigen Aufwand und nahm Cour an. Der nach der Reihe eingeladene Adel fand sich pünktlich ein, weil die Tafel schicklich besetzt war und weil man daselbst einer angenehmen Ungebundenheit genoß. Alsdann waren jene leeren Gemächer mit den Strohstühlen und Betten ohne Vorhänge bewohnt.

Man amüsirte sich indessen und lebte ohne Zwang; das ersetzte das reichste Meublement. Wer sich wärmen wollte, konnte es nirgend anders, als in dem großen Gesellschaftssaale, denn in den anderen Zimmern Feuer anzumachen, gab der Herzog nicht zu. Man mußte sich dieser Grille fügen oder nicht nach Sassuolo kommen, und wie gerne läßt der Hofmann Entbehrungen sich gefallen, wenn er dadurch seine ehrgeizigen Absichten erreichen zu können glaubt.

Dieser Aufenthalt in Sassuolo und der St. Peterstag, an welchem der Herzog in seinem Gallakleide, einer kaiserlichen Feldmarschalls-Uniform, erschien und Cour annahm, waren die beiden einzigen Gelegenheiten im Jahre, wo er sich Aufwand erlaubte.

Als Herkules noch Erbprinz war, hingen in seinem Schlafzimmer mehrere Gemälde, aber nur Kopien. Ein Bett, Tapeten, ein Sopha, sechs sammtene Armstühle machten die Einrichtung aus. Sobald er sein eigener Herr war, nahm er statt des Sammtes einen Ueberzug von buntem Kattun, die Elle zu sechs Lire. Der Hofschneider mußte kommen, den Sammt mitnehmen und daraus vier Kleider verfertigen, zwei für die Geliebte Seiner Hoheit, eines für den jungen Marchese Scandiano und endlich eines für den Herzog selbst. Dies waren die einzigen Kleider, welche diese drei Personen während vieler Winter trugen, und da durch die Länge der Zeit ihre ursprüngliche Farbe verschossen war, so wußte man schließlich nicht, ob sie karmoisinroth oder grapproth waren.

Herkules ließ die Kutschen, die man nach Franzens

Tode aus Mailand zurückbrachte, sogleich verkaufen. Die meisten erstand der Barigello (Häscherhauptmann) in Bologna, der zu gleicher Zeit Wagen vermiethete. Daher kam es, daß die Geliebte des Herzogs nur eine einzige Kutsche hatte, die mit aschgrauem Sammt ausgeschlagen war. Als diese nach vieljährigen Diensten eingreifender Reparaturen bedurfte, sorgte Herkules dafür auf eine Art, die seiner Sparsamkeit vollkommen entsprach. Er hatte in dem Empfangsaale seiner Schwester, Prinzessin Mathilde, zwölf Armstühle und ein Sopha mit einem Ueberzuge von etwas altmodischem gestickten Seidenzeuge bemerkt. Nun fand er für gut, die Zahl der Armstühle um vier zu vermindern, um mit dem Ueberzuge derselben den Wagen seiner Favoritin ausschlagen zu lassen. Diese in ihrer Art neue Oekonomie war bald in der ganzen Stadt bekannt und Jedermann lachte darüber.

Bei der Prinzessin Mathilde, welche unvermält war, fand einmal in der Woche Cour statt. Die Personen, die bei Hofe vorgestellt waren, konnten sich dabei einfinden und wurden mit vieler Artigkeit aufgenommen. In dem Salon der Prinzessin stand ein runder, ziemlich großer Tisch, um den man sich setzte, um Cavagnole zu spielen. Die ganze Beleuchtung dieses Staatszimmers bestand aus vier Wachslichtern, von denen zwei für die Spielenden bestimmt waren. Die beiden Antichambres wurden von einer einzigen Lampe mit einem Dochte erleuchtet. Die große Treppe zu beleuchten, würde zu viel gekostet haben, daher mußten die zur Cour Erscheinenden eine Hintertreppe hinaufgehen, die kaum so viel Licht erhielt, daß man vor sich hinsehen konnte. Der Herzog

von Modena war so gutmüthig, daß er es nicht übel nahm, wenn Herrschaften sich von ihren Domestiken mit Fackeln bis in das Empfangs-Zimmer geleiten ließen.

Das herzogliche Schloß wäre eines der schönsten Italiens gewesen, wenn es vollendet gewesen wäre, ein solcher Bau ließ sich aber von Herkules Rainald nicht erwarten. Um das Gebäude nicht vollenden lassen zu dürfen, hatte er eine Mauer aufführen und sie mit Säulen und Fenstern bemalen lassen, die in einer gewissen Entfernung wirklich täuschten. Uebrigens merkte man nur an einem Umstande, daß dieses Schloß von einem Herrscher bewohnt wurde, an der Hauptwache neben dem Hauptportale, wo sich dreißig Soldaten befanden, und an dem Saale für die Leibwache, worin drei oder vier Gardisten lungerten.

Die übertriebene Sparsamkeit dieses Fürsten war um so unbegreiflicher, da man ihm sonst keinen auffallenden Fehler vorwerfen konnte. Er war gütig, liebenswürdig, menschenfreundlich und nicht ohne Kenntnisse; die Eigenschaften seines Herzens und Geistes hätten ihn verhindern sollen, sich einem schmutzigen Geize zu überlassen, der alle seine Tugenden in Schatten stellte.

Herkules war in vielen Dingen, und nicht blos in solchen, die ein Fürst wissen muß, sondern auch in anderen, deren Kenntniß er allenfalls entbehren kann, unterrichtet. Er hatte Geist und entfernte daher alles, was nach Etikette oder Pedanterie schmeckte. Er sprach gut, war ein angenehmer Erzähler und zeigte sich im gesellschaftlichen Leben als ein Mann, der alle Vortheile desselben genau kannte. Auf ihn

paßte Terenz's Wort: „Homo sum, humani nihil a me alienum puto.“ Die Geschichte der Völker, ihr gegenseitiges Interesse, ihre Gebräuche, Sitten und ihre Literatur, kurz alles, was dahin gehört, war ihm nicht fremd, und er sprach darüber eben so richtig als ungekünstelt.

Als Herkules die Regierung antrat, fand er, daß die Generalpächter durch alle nur möglichen Bedrückungen das Volk und den Staat arm gemacht hatten. Das allgemeine Elend wurde noch dadurch vergrößert, daß die Blutigel sich nicht in Modena aufhielten. Ebenso wie der Herzog Franz wohnten auch sie in Mailand, machten sehr großen Aufwand und zeigten ganz öffentlich einen Luxus, der umsomehr empörte, da die von ihnen verschwendeten Summen für die Modeneser gänzlich verloren gingen.

Herkules, der damalige Erbprinz, residirte in Modena, hatte aber gar keinen Einfluß. Gegen seinen Willen mußte er diese Räubereien dulden, er wagte es einige Male, seinem Vater vorzustellen, wie sehr er seinem Volke und seinem Rufe schade, da er solche Erpressungen zu begünstigen scheine. Was vermochten aber solche, aus der Ferne gemachte Vorstellungen eines überdies wenig geliebten Sohnes gegen die hämischen Insinuationen von Leuten, denen so viel daran lag, daß die Unordnung nie aufhörte? Herkules drang nicht durch, sein Vater, der immer in Schulden steckte, nahm ohne Scham Geschenke von den Generalpächtern. Sein erster Minister war von ihnen besoldet und selbst alle Domestiken, die einigen Einfluß zu haben schienen, bekamen ihren Antheil von dem Gewinne. So verbündete sie alle der persönliche Vor-

theil gegen die edlen und gerechten Absichten des Erbprinzen und sie machten gleichsam ein Bollwerk aus, das er unmöglich übersteigen konnte.

Endlich starb der Herzog Franz. Sein Nachfolger säumte keinen Augenblick, mit fester Hand das Staatsruder zu ergreifen, welches so lange in den Händen von Leuten geruht hatte, denen alles daran gelegen war, daß das Schifflein keine sichere Richtung hätte. Der Fiskus mußte im Namen des Herzogs Klage gegen die Generalpächter bei den Gerichtshöfen führen. Durch dieses Beispiel bekamen die Gemeinden Muth und auch sie verlangten nun, daß die Generalpächter zum Ersatze dessen verurtheilt werden sollten, was sie mehr erhoben hätten, als ihnen nach dem mit dem verstorbenen Herzoge getroffenen Vergleiche zugekommen wäre.

Herkules fand es nicht für gut, das Beispiel der hohen Pforte und anderer asiatischen Mächte nachzuahmen. In jenen, von der Natur so begünstigten, aber von einem grausamen Despotismus bedrückten Ländern fließt das Vermögen der Großen, die unter dem Henkerbeile fallen oder ihren Hals feigherzig der Schnur darreichen, in den Schatz des Herrschers. Ihre Räubereien und Bedrückungen des Volkes werden zwar mit dem Tode bestraft, aber ihr Reichthum, welcher tropfenweise aus der Hütte des Armen gepreßt ward, kehrt nie dahin zurück, denn nach dem orientalischen Systeme sind die Großen des Landes Schwämme, die man nach Belieben ausdrückt, wenn sie vollgesogen sind. Ein Wesir, ein Pascha, ein Emir oder ein Ateman Dulet (so hießen früher die ersten Minister der Schachs von Persien) wird also nicht hin-

gerichtet, um das Volk zu rächen (obgleich man das vorgibt), sondern eigentlich nur, um dasselbe noch mehr bedrücken und an die Stelle eines schon gesättigten Blutigels einen neuen, noch durstigen setzen zu können, der dann, ohne sich von dem Schicksale seines Vorgängers schrecken zu lassen, sich eben die Bedrückungen erlaubt, wie jener, und ihn wohl gar noch übertrifft. *)

Herkules, der von seinen Verleumdern wohl mit den asiatischen Despoten verglichen wird, verhielt sich ganz anders, als diese. Er nöthigte die Generalpächter durch einen gerichtlichen Ausspruch, das von ihnen unrechtmäßig Erworbene zurückzuzahlen und behielt nur, was ihm zukam; er ließ den Gemeinden, was ihnen widerrechtlich genommen war, wieder erstatten und selbst die Summen, welche man seither Verstorbenen gegen das Gesetz entrissen hatte, ihren Erben ohne den mindesten Abzug zustellen.

*) Der türkische Kaiser Selim II. hatte wie seine Nachfolger die Gewohnheit, sich den ersten Freitag jedes Monats in die Moschee zu begeben. Unterwegs achtete er sehr genau auf die Bittschriften, die man in die Höhe hielt, um sie ihm zu überreichen. Er nahm sie alle an und las sie, sobald er in das Serail zurückgekehrt war, aufmerksam und mit einer gleichsam verschlingenden Neugier. Enthielten sie schwere Anklagen gegen hohe Staatsbeamte, so lächelte er, legte sie bei Seite und las sie oft auf's Neue. Er schätzte den Reichthum der Statthalter in den Provinzen nach der Menge von Klagen, die ihm übergeben wurden, und wenn er endlich von einem derselben glaubte, daß er genug Vermögen beisammen hätte, so schickte er Stumme mit der seidenen Schnur zu ihm und sagte dabei: „Nun ist er fett.“

Nach einem so rühmlichen Beispiele von Gerechtigkeit hätte man erwarten sollen, dieser Fürst würde die Staatseinkünfte unter seiner Leitung verwalten lassen. Der Vertrag der Generalpächter war bald abgelaufen, und man glaubte, mit ihm würde auch ihre Herrschaft zu Ende gehen. Aber die allgemeine Hoffnung ward getäuscht, der Herzog erneuerte den Pacht und fast alles blieb beim Altem. Freilich ward das Joch erleichtert, aber immer blieb die Form und diese zog eine Menge Mißbräuche nach sich.

Die sämmtlichen Einkünfte des Herzogs, die Zinsen der von ihm ausgeliehenen Kapitalien dazu gerechnet, mochten sich auf 300.000 Zechinen oder etwa drei Millionen Lire belaufen. Die nothwendigen Ausgaben, nämlich die Besoldung seiner Garde, eines Infanterie-Regimentes, die Pensionen, die Gehalte der Minister, Beamten und anderen Offizianten, betrugen monatlich 12000 Zechinen. Hiezu kamen noch die Kosten der herzoglichen Familie, welche in der Prinzessin Schwester, der geliebten Mätresse und dem Sohne der letztern bestand, eine Summe, die nicht über 30.000 Zechinen betrug. Die Herzogin hatte besondere Einkünfte und verzehrte sie bis zu ihrem Tode (1790) in Reggio, wo sie den Armen Gutes that und sehr beliebt war. Ihr Hinscheiden verminderte die Auslagen ihres Gemals und kam also seinem Geize sehr zu statten. Herkules mochte im Jahre mehr als 100.000 Zechinen erübrigen, eine übermäßige Summe für einen Staat von so kleinem Umfange und so geringer Bevölkerung.

Diese Ersparnisse machte der Herzog zum Theile in der Diplomatie. Seine Vorgänger hielten mit großen Kosten

Residenten an den Höfen von London, Paris und Madrid. Er sah bald ein, wie unnütz diese von der Etikette eingeführten Gesandten wären und schaffte sie ab. Er machte so ungern überflüssigen Aufwand, daß er selbst in Wien, welches doch für Italien der Mittelpunkt aller politischen Verhandlungen war, keinen Gesandten hielt. Diese Ersparung war um so nützlicher für sein Land, da die Summen, welche derlei Exzellenzen kosten, nie wieder dahin zurückfließen, wenn das Land nur zu den kleineren gehört, denn in diesen halten die größeren Mächte höchstens einen Geschäftsträger oder Konsul, dem sie einen viel geringeren Gehalt auswerfen und dessen Aufwand folglich das nicht ersetzt, was dem kleinen Staate der Gesandte an einem fremden Hofe kostet.

Die Liebe, welche manche Fürsten, deren fast einzige Leidenschaft sie ist, zu so vielen und großen Fehlern verleitet, übte auf den letzten Este nur sehr wenig Einfluß, sie war für ihn nur ein Bedürfniß der Sinne, und die einzige Signora Marini, Mutter des Marchese Scandiano, hat je einen merklichen Eindruck auf ihn gemacht.

Vor dieser dauernden Verbindung begnügte sich Herkules mit ganz gewöhnlicher Waare. Er hatte Begierden ohne Delikatesse, und dies ist die einzige Eigenschaft, die er mit seinem Vater und seinem Schwiegersohne gemein hatte. Mochte ein Frauenzimmer mehr oder weniger schön, geistreich oder einfältig sein, daran lag ihm nicht viel, wenn es ihr nur nicht an Uebung in dem fehlte, was der Wüstling „die Kunst der Wollust“ nennt. Nie hat der Herzog ein Frauenzimmer vom Stande mit seiner Neigung „beehrt,“ nie auch nur

einer Bürgerlichen von guter Familie das Schnupftuch zugeworfen, denn Eroberungen, die einige Mühe gekostet hätten, waren nicht nach seinem Geschmacke. Alle seine Jugendabenteuer sahen einander ähnlich und verdienen nicht, daß man weiter davon spricht. Schon in seinem frühesten Alter hatte er Hang zum Geiz und hütete sich vor Frauenzimmern, die ihn zu Aufwand genöthigt hätten. Es ist in der That schwer begreiflich, wie er sich entschließen konnte, den Unterhalt der Signora Marini zu übernehmen. Er hielt ihr ein Haus, aber freilich in seiner Manier, das heißt, sehr knauserig, und wenn sie noch zu einigem Wohlstande hätte gelangen sollen, so hätte sie ihren fürstlichen Verehrer überleben müssen.

Diese Dame war durch weiter nichts merkwürdig, als durch die Neigung oder vielleicht richtiger durch den Gewohnheitshang des Herzogs zu ihr. Sie stammte aus Mailand, wo ihr Vater Geschäftsverwalter der Familie Archinto war. Der Ruf des Geizes, in dem der Graf dieses Namens stand, scheint nicht unbegründet gewesen zu sein, denn Marini war so arm, daß er seine Tochter für das Theater bestimmte. Doch beweist dieser Umstand vielleicht auch nur die strenge Redlichkeit dieses Mannes. Freilich erlaubte er seiner Tochter, sich in die Arme eines Fürsten zu werfen, von dem jedermann wußte, daß er auf gewisse Gunstbezeugungen keinen großen Werth setzte und sein Geld nicht mit vollen Händen wegwürfe.

Signora Marini konnte den Herzog weder durch Schönheit noch durch Verstand oder Talente fesseln. Auch hätte sie als Schauspielerin gewiß kein Glück gemacht. Aber hatte

sie auf der einen Seite nicht die zu ihrer Rolle erforderlichen Vorzüge, so war sie auf der andern auch frei von den Fehlern der Damen ihrer Art. Bei ihrem sanften Charakter hielt sie sich fern von allen Kabalen und Intriguen. Sie war gutmüthig und gefällig, daher half sie bisweilen und schadete niemals. Nie ist über sie geklagt worden, da sie sich in keine Geschäfte mischte. Ihren Luxus mag der Leser aus Nachstehendem beurtheilen. Ihr Haus war klein und ganz einfach eingerichtet. Ihr Bedienter — aber man weiß in der That nicht, ob sie einen eigenen hatte; einen Koch gewiß nicht, denn das Essen wurde ihr völlig zubereitet in's Haus gebracht und von den Leuten des Herzogs auf den Tisch gesetzt. Sie fuhr immer in einem Hofwagen aus, und dieser war, wie schon erzählt, auf Kosten einiger Armstühle, welche der Prinzessin Mathilde gehörten, neu ausgeschlagen worden. Ihre jährliche Pension betrug nicht mehr als 300 Zechinen. Das ist buchstäblich wahr, so unglaublich es auch scheint, und macht der Signora Marini jedenfalls mehr Ehre, als ihrem fürstlichen Liebhaber; es beweist nämlich, wie genügsam diese Dame in einem Verhältnisse war, in dem ihres Gleichen wenigstens ganz anders zu Werke gehen. Nächst diesen lobenswerthen Eigenschaften besaß sie noch eine andere, eben so ausgezeichnete; sie war einige dreißig Jahre Favorite, und in dieser ganzen Zeit hat selbst die Verleumdung ihr nie einen Liebeshandel nebenher anzudichten vermocht.

Herkules III. Rainald erlebte noch den Sturm des ersten Napoleonischen Auftretens in Italien; er mußte 1796 mit zehn Millionen Lire einen unsicheren Waffenstillstand

erkaufen, der ihn nur für kurze Zeit rettete, denn ein halbes Jahr später erklärte ihn Napoleon seines Landes verlustig und seine Unterthanen für frei. Im Frieden von Campoformio und in dem von Lünneville ward ihm das Breisgau und später durch Reichsdeputationshauptschluß auch noch die Ortenau als Entschädigung gegeben, aber er gefiel sich nicht in Deutschland und starb, freilich schon hoch in Jahren, ein Sechs und Siebziger, 1803 in Treviso, nachdem er noch ein halbes Jahr vor seinem Tode die Erbschaft des Hauses Abizzo — jährlich 40.000 Dukaten Rente — gemacht hatte. Er besaß auch große Güter in Ungarn, die Verlassenschaft ward auf 700.000 Dukaten in der Wiener Bank und 1 Million baar angegeben.

Die dritte Enkelin des Herkules Rainald, die Prinzessin Maria Leopoldine, war eine sehr merkwürdige Dame; sie heiratete 1795 neunzehnjährig den bereits 71 jährigen Kurfürsten Karl Theodor von Baiern (1777—1799), nachdem dessen sulzbachische Gemalin Maria Elisabeth, die ihm schon seit 33 Jahren Gemalin zu sein aufgehört hatte, endlich 1794 gestorben war. Wenn auch Karl Theodors sehnlichster Wunsch, durch einen eigenen Erben die ihm verhaßten Herzoge von Zweibrücken von der Thronfolge auszuschließen, nicht in Erfüllung ging, so verdankte Maximilian Joseph von Zweibrücken-Birkenfeld (1799—1825) die Thronfolge in Baiern eigentlich doch nur der hohen Gewissenhaftigkeit der jungen Witwe Carl Theodors.

Im Sommer des Todesjahres Karl Theodors — berichtet ein Geschichtsschreiber, der sich des Glückes rühmt,

an die rechten Quellen gekommen sein, was bei den todten sowohl als bei den lebenden gar selten der Fall ist, „da die deutschen Fürsten an ihren Hofhaltungen von Stummen bedient wurden“ — kam eine vornehme Dame in tiefer Trauerkleidung und verschleiert mit ein paar Begleiterinnen mit Extrapost von Kassel nach Paderborn, wo sie im Hause des Postmeisters Daltrop abstieg und sich Zimmer geben ließ. Sie fertigte sofort Boten an den Fürstbischof Freiherrn von Fürstenberg ab, der auch in kürzester Frist in Person sich einstellte. Die Familie des Postmeisters sah, wie der geistliche Herr die fremde Dame mit der größten Ehrfurcht begrüßte; die Unterredung währte geraume Zeit und man vernahm aus dem Zimmer, wo sie stattfand, ein lautes Schluchzen. Beim Weggehen empfahl der Fürstbischof dem Postmeister die möglichste Rücksichtnahme für die Dame. Sie reiste am andern Morgen auf dem Wege nach Pyrmont mit ihren Begleiterinnen ab. Nach Verlauf von vier Wochen kam sie wieder und brachte einen Knaben mit, den sie inmittelst geboren hatte. Es ward nun der Familie des Postmeisters das Anerbieten gemacht, ob sie gegen eine ansehnliche Summe, die alljährlich gezahlt werden sollte, die Auferziehung des Knaben übernehmen wolle. Das Anerbieten ward angenommen, und auf die Frage, wie der Knabe heißen solle, gab die Dame den Namen: von Ocra rückwärts zu lesen: von Arco. Nachdem zehn Jahre verstrichen waren, ward der Knabe gegen Präsentirung eines verabredeten Erkennungszeichens aus Paderborn abgeholt, die Familie Daltrop erhielt als letztes Geschenk noch eine namhafte Summe. Der Postmeister, der schon wohlha-

bend war, starb mit Hinterlassung eines sehr ansehnlichen Vermögens.

Es hätte offenbar nur an dem Willen der Kurfürstin Witwe gelegen, den im Sommer 1799 gebornen Sohn als posthumus Karl Theodors auf den Thron Baierns zu bringen, sie war aber so ehrenhaft, dies nicht zu thun und später dem König Max zu eröffnen, daß dieser Sohn nicht der Sohn Karl Theodors sei. Allgemein war in München bekannt, daß die Kurfürstin Witwe eine sehr große Figur am Münchener Hofe machte und eine sehr hohe Sprache führte: der für die Thronfolge dankbare Max hat auch keine der ansehnlichen Summen verweigert, welche die gleich ihrem Großvater ungemein geizige Kurfürstin von Zeit zu Zeit sich auszubitten bedacht war; sie starb so reich, daß versichert wird, sie habe ein Vermögen von sechzig bis siebzig Millionen hinterlassen. Der als von Ocra in Paderborn erzogene Knabe soll ein ansehnliches Besitzthum in der Nähe von Salzburg mit einem prächtigen Schlosse angewiesen erhalten haben.

Die schöne junge Witwe des Kurfürsten Karl Theodor, die steinreiche Erzherzogin Marie Leopoldine von Modena-Este heiratete 1804 mit acht und zwanzig Jahren in zweiter Ehe den Grafen Ludwig von Arco, ihren Obersthofmeister. Sie hatte früher ein Verhältniß gehabt zu dem Grafen Karl August (? vielleicht richtiger Aloys Eustach) von Reisach, der Minister Montgelas drang ihr aber seinen Schwager zum Gemal und Erben*) auf. Doch vernahm der Rheinische

*) Die Grafen Arco sind ein uraltes, wie die tridentinischen Gallas in Oesterreich, halbwälsches Grafengeschlecht: ihr Stammschloß liegt

Antiquarius aus dem Munde des Aloys Eustach Reisach, der noch vor zehn Jahren als pensionirter k. k. Oberhof- und Landbau-Direktor in Innsbruck lebte, daß diese Ehe nur eine Scheinehe sein sollte, Karl August (?) selbst war der eigentliche Geliebte der hohen Dame. Sie lebte noch bis zum Jahre 1848 in München, wo sie in der Herzog-Maxburg ihre Residenz hatte und war durch ihren fabelhaften Geiz berühmt; auf den Bällen, die sie bisweilen im Winter gab, war, wie böse Zungen lästerten, so wenig zu essen und zu trinken, daß die Offiziere, ganz ausgehungert, nach dem Tanze in die Re-

---

am Gardasee; sie sind besonders als Kurfürstinnen-Hofmeister im bairischen Hofdienst emporgekommen. So war schon Graf Emanuel Arco Obersthofmeister der Kaiserin-Kurfürstin Maria Amalia, Gemalin Karls VII. Die Arco's, die drei blaue Bogen in Gold im Wappen führen, wollen von den alten, 1242 erloschenen Grafen Bogen abstammen, denen 1180 schon Kaiser Barbarossa ihre Grafschaft Arco am Gardasee verlieh und zwar reichsunmittelbar. 1614 unterwarf sie aber Oesterreich seiner Landeshoheit und von da ab erscheinen Arco's, den österreichischen Hofdienst verschmähend, hauptsächlich am bairischen Hofe. Sie standen in französischem Solde und reizten Max Emanuels Herz gegen Oesterreich. Johann Baptist Arco führte als bairischer Feldmarschall seine Truppen mit Villars gegen den Kaiser. Ein anderer Graf Arco, Ferdinand, mit der ehemaligen Maitresse Max Emanuels, Anna Franziska von Louchier, vermält, ward beim Einbruch in Tyrol 1703 von einem Schützen des Landes, der ihn für den Kurfürsten hielt, an dessen Seite erschossen. Die Arco's gehören noch jetzt zu den reichsten Herren in Baiern, eine zweite Linie blüht im österreichischen Oberschlesien in Gotschdorf und eine dritte im Mannsstamm erloschene in Süd-Tyrol auf dem Schlosse Arco.

stanrationen eilten, und so wenig geheizt, daß die Damen buchstäblich im Pelze tanzen mußten. Aus ihrer Ehe mit dem Grafen Arco stammten zwei Söhne: der Graf Alois Arco-Steppberg, der mit einer Italienerin, der Marquise Irene Pallavicini, einer sehr schönen Brünette, und der Graf Max Arco-Zinneberg, der mit einer sehr schönen Blondine, der Gräfin Leopoldine von Waldburg-Zeil vermält ist; diese fruchtbare Schwäbin gebar ihrem Gemal seit der Hochzeit 1833 schon dreizehn Kinder, während die Ehe seines Bruders kinderlos war. Die selbstverständlich ganz grundlose Sage ging in München sehr stark, daß der bekannte Kaspar Hauser ein nicht mit dem Grafen Arco erzeugtes Kind der Kurfürstin-Erzherzogin gewesen sei. Diese sehr geizige Dame starb im Sturmjahre 1848, 72jährig, aus Schreck, indem sie auf einer Reise nach Salzburg bei Wasserburg mit dem Wagen umgeworfen wurde.

* * *

Ein mehr als blos sonderbares Leben führte der Zeitgenosse und Nachbarfürst des Herzogs Herkules Rainald, der Herzog Ferdinand I. von Parma (1765—1802), ein Zögling von Cordillac und Keralio. Um dem Herzog ein Empfehlungsschreiben, das ich an ihn hatte, zu übergeben, übersetzen wir aus Gorani's „Geheimen Nachrichten,“ besuchte ich einen Kammerherrn, denn ich schon seit längerer Zeit kannte. Er sagte mir, ich möchte mich nur Mittags in die Kirche oder in die Sakristei der Dominikaner begeben, dort würde ich die Ehre haben, Seiner königlichen Hoheit dem Herzog

Infanten vorgestellt zu werden. Der Ort zur Audienz schien mir seltsam gewählt, indessen ließ ich mir nichts davon merken. Um ½ 12 Uhr ging ich nach der bezeichneten Kirche. Die Mönche psalmodirten aus vollem Halse. Unter ihren Stimmen unterschied ich eine, die mir durch ihr Kreischen auffiel. Ich fragte meinen Nachbar, wer denn diese durchdringende Stimme habe. Er sah mich an, lachte mir ins Gesicht, zuckte die Achseln und antwortete nur: „Woher kommen Sie denn?" Ich verstand das nicht, fragte aufs Neue und erfuhr endlich, daß der Sänger, der mir so sehr auffiel, der Herzog sei. „Unser gnädigster Herzog," setzte mein frommer Nachbar hinzu, „hat auch den Hauptaltar geschmückt; eben so schmückt er die anderen Altäre nach der Reihe an den Festtagen, und bei den großen Feierlichkeiten läutet er die Glocken." Ich sah den Mann mit großen Augen an und glaubte zu träumen. Als das Hochamt geendigt war, bemerkte mich der Kammerherr, trat an mich heran und führte mich in die Sakristei, von da aber auf einen Korridor, wo eine Menge Personen mit Papieren in den Händen standen. Es war schwer sich durchzudrängen; aber nach vielen Stößen, die ich gab und bekam, gelangte ich endlich doch zu dem Glockenthurme, wo der Herzog aus Leibeskräften — ich weiß nicht zu welchem Theile des Gottesdienstes — läutete. Der Kammerherr, dem diese Beschäftigung etwas Alltägliches war, nannte meinen Namen. Der Herzog hörte mein Kompliment an, that einige Fragen über meine Reisen an mich und wiederholte die Phraseologie, welche die Großen, wenn ihnen Fremde vorgestellt werden, jedesmal ohne Unterschied anbringen. In sei-

nem Fragen war nichts Ungewöhnliches oder Ungeschicktes. Die Audienz nahm dann nach der gewöhnlichen Hofsitte ihr Ende mit einer Neigung des Kopfes, doch setzte der Herzog diesmal das Kompliment hinzu, wenn ich mich einige Zeit in seiner Hauptstadt aufhielte, so würde es ihm lieb sein, mich wieder zu sehen.

Das sehr reizende Lustschloß des Herzogs, Colorno, allwo er sehr andächtig ist und — noch etwas thut, könnte man wohl sein Liebeshäuschen (petite maison) nennen. Das einzige, was mir darin auffiel, war ein sogenannter Kalvarienberg, den der Herzog in seinem Parke hatte anlegen lassen. Diese via crucis, wie die Italiener eine solche Anlage nennen, ist mit vierzehn Kapellen besetzt, und in jeder hängt ein Gemälde, das eine Szene aus der Leidensgeschichte darstellt. Man sagte mir, der Herzog bete gerne in diesen Kapellen; aber er weiß mit seiner Andacht auch eine Libertinage zu verbinden, die sehr neu und sonderbar ist. In jeder dieser Kapellen oder Grotten liegt eine hübsche Bäuerin in einer üppigen Stellung — — hier unterbrach ich meinen Führer: Sie geben mir da einen großen Begriff von den Leistungen des Herzogs! So viel hätte ja wohl kaum ein gewisser Held, den Ariost besungen hat — — „Wohin denken Sie hin? Unser Herzog ist weder ein Herkules noch ein Guido der Wilde.“ Nun, was wollten Sie mir dann also zu verstehen geben? — „Er hält sich in jeder Kapelle ein Weilchen auf, schäkert mit der einen von diesen Göttinnen, erhält von der anderen einen Kuß, überzeugt sich nicht blos durch die Augen von den Reizen einer dritten und gelangt

so von Station zu Station bis zur vierzehnten, der er allenfalls das Schnupftuch wirklich zuwirft. Da, nur da — verstehen Sie mich wohl, Herr Ungläubiger, thut er, was in seinen Kräften ist, um ein Wesen in die Welt zu setzen, das einst zu seiner Zeit den Schöpfer auf eben diese eigenthümliche Art verehren kann."

Ich hatte alle Merkwürdigkeiten dieses Lustschlosses gesehen und wollte eben wieder nach der Stadt zurückfahren, als ein Geräusch von Pferden meine Neugierde erregte. Bald sah ich einen ungeheueren Wagen, fast von der Art, wie unsere Proviantwagen, und mit acht raschen Pferden bespannt, vor mir. Er war bedeckt und hatte nur einige kleine Oeffnungen, um frische Luft einzulassen. So wie er anhielt, stiegen sieben artig gekleidete, schlanke, hübsche, muthwillige Bauermädchen aus; ihnen folgten mehrere Herren des Hofes und endlich auch der Herzog selbst, der mich mit einem sehr verbindlichen Gruße beehrte.

Diese so ganz unvermuthete Szene machte mich geneigter, als ich es sonst wohl gewesen sein würde, das, was man mir von der ganz eigenen Andacht des Herzogs erzählt hatte, zu glauben. Ich kehrte, natürlicher Weise sehr erbaut, nach der Stadt zurück, und ich denke, eben das wird auch mein Leser sein.

Eine falsche Königin von England.

Eine der auffallendsten Episoden in der Geschichte des Herzogs Johann Friedrich des Mittleren von Gotha, des ältesten Sohnes des Kurfürsten Johann Friedrich des Großmüthigen von Sachsen, der bei Mühlberg (1547) dem Wankelmuthe des Glückes und der Verrätherei seiner Umgebung unterlag, war nächst jener, in welcher Grumbach auf eigene und des Herzogs Unkosten seine Rolle spielte, und die zur Katastrophe der Freiheit und des Lebens des unglücklichen Fürsten wurde, besonders jene, in welcher die sogenannte Dame aus England auftrat. So sehr dieser Auftritt Aufsehen und Aufmerksamkeit erregte, so verschlang doch des Herzogs unglückliches nachheriges Schicksal und Ende diese Nebenbegebenheit ganz, und es wurde von derselben nur gelegentlich obenhin und nach Traditionen gesprochen.

König Heinrich VIII. von England berüchtigten Andenkens wählte, als er zum vierten Male sich vermälen wollte, lange unter den ihm vorgeschlagenen Prinzessinnen und verfiel endlich darauf, einer Deutschen seine Hand zu schenken, um wo-

möglich dadurch in eine politische Verbindung mit den protestantischen Fürsten zu kommen, die Entschlossenheit genug zeigten, dem Kaiser Karl V. die Spitze zu bieten. In diesem Vorhaben unterstützte ihn sein Kanzler Thomas Cromwell und schlug ihm die Prinzessin Anna von Cleve vor, deren Schwester Sibilla an das Haupt des Schmalkaldischen Bundes, den Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen, vermält war. Ihr Bildniß, von dem berühmten Hans Holbein für sie sehr schmeichelhaft gemalt, bestimmte den König, um sie werben zu lassen. Ungeachtet des Widerspruches des Kurfürsten von Sachsen gab der Herzog von Cleve das Jawort, die Heirat wurde beschlossen und die Prinzessin nach England gesendet.

Der König konnte es kaum erwarten, seine Braut zu sehen und begab sich insgeheim nach Rochester. Dort sah er sie, fand sie nach seinem Wunsche zwar rund und stark genug, was er an Damen liebte, aber so sehr ohne Reiz und Schönheit, daß er schwur, „man habe ihm eine flandrische Stute zugeführt" — „he swore she was a great Flander's mare" — und sogleich erklärte er auch, er könne sie nicht lieben! Noch schlimmer wurde es, als er hörte, sie habe weder wissenschaftliche Bildung noch Musikkenntniß und verstehe keine andere als die holländische Sprache, welcher der König gar keinen Geschmack abgewinnen konnte. Sehr übelgelaunt begab er sich nach Greenwich und machte seinen Günstlingen über diesen Mißgriff heftige Vorwürfe; ja er würde die Prinzessin sogleich wieder zurückgeschickt haben, hätte er das bei seiner damaligen Lage, ohne die protestantischen Fürsten zu erzürnen,

wagen dürfen. So aber sagte er: „Die Sache ist zu weit gekommen. Ich muß nun meinen Hals unter das Joch beugen." Und so wurde ihm am 6. Januar 1540 die Prinzessin angetraut.

Am Morgen nach der Vermälung erkundigte sich Cromwell sehr bekümmert nach des Königs jetzigen Gesinnungen und erfuhr, er hasse nun seine Gemalin noch mehr als ehedem. Je näher er ihr komme, desto unausstehlicher werde sie ihm. Er sei entschlossen, nie bei ihr eine Nacht zuzubringen, und argwöhne noch etwas, worüber er sehr delikat dachte. „Suspected her not to be a true maid" sagt Hume. Aber er begegnete ihr höflich und suchte sein Mißvergnügen zu verbergen.

Indessen fesselten den nur allzu empfänglichen König die schönen Augen der Katharina Howard, einer Nichte des Herzogs von Norfolk und setzten sein sehr leicht entzündbares Herz in solche Flammen, daß er, um seine Leidenschaft zu befriedigen, sich sogleich entschloß, die ihm unleidliche Gemalin zu verstoßen. Dazu bot der Herzog von Norfolk, das Haupt der katholischen Partei, sogleich die Hand, und der König durfte auf Erhörung seiner Wünsche rechnen. Cromwell wurde der Ketzerei und Verrätherei beschuldigt, zum Tode verurtheilt und den 28. Juli hingerichtet. Zu gleicher Zeit wurde die Scheidung Heinrichs von seiner Gemalin betrieben.

Der König, der doch einige Gründe vorbringen wollte, sagte, er habe nicht gewußt, daß seine Gemalin schon einmal versprochen gewesen sei. Als er sie geheiratet habe, sei es ohne seinen innerlichen Willen geschehen, der dabei ganz

gefehlt habe, deshalb habe er auch die Ehe nicht vollzogen. Diese Gründe galten bei den Bischöfen. Das Parlament bestätigte die Entscheidung, und der Ehescheidungsausspruch wurde der Prinzessin bekannt gemacht.

Diese, die eine für sie sehr glückliche Unempfindlichkeit besaß und von so etwas gar nicht aus der Fassung gebracht werden konnte, gab sogleich den Vergleichsbedingungen Gehör, nach welchen der König sich erbot, sie für seine „Wahlschwester" anzunehmen, ihr den Rang nächst der Königin und seiner Tochter einzuräumen und ihr einen Jahresgehalt von 3000 Pfund (Oldmixon spricht sogar von 4000) zu geben, und willigte in die Ehescheidung. Jedoch blieb sie in England. Dort wollte sie lieber als eine Fremde leben, als zurückzugehen als eine Geschiedene an ihres Bruders Hof, denn ihr Vater war indessen gestorben. Auch, weil sie fürchtete, wenn sie nach Deutschland ginge, werde man in England nicht viel an sie denken und ihr wohl gar das ausgesetzte Geld nicht schicken; was leicht möglich gewesen wäre. Ruhig und eingezogen und ihr Schicksal beklagend in stiller Trauer, lebte sie auf ihrem Landhause zu Chelsea und starb dort zehn Jahre nach ihrem faßartigen Gemale, den 16. Juli 1557.

Der Hof zu Cleve erhielt die Nachricht von ihrem Tode, notifizirte das Ableben der Königin Anna anderen befreundeten Höfen und legte Trauer an. Bald darauf trat aber ein Frauenzimmer auf, welches die Nachricht von dem Tode dieser Königin für falsch erklärte und sich als die todtgeglaubte Anna öffentlich zeigte. Die Akten über diesen merkwürdigen Fall liegen im großherzoglichen Archive zu Weimar

und sind überschrieben: „Acta die Erzbetriegerin, welche bei Herzog Johann Friedrichen sich erstlich vor Frau Annen, gebohrene von Jülich, König Heinrichs von England Wittwe etc. ausgegeben, betreffend, 1558—1560.“

Herzog Johann Friedrich II. oder Mittlere (wie er sich selbst schrieb), hatte eben von Weimar aus eine kleine Reise gemacht, da sein mit ihm gemeinschaftlich regierender Bruder, Herzog Johann Wilhelm sich in Frankreich befand, als er bei seiner Zurückkunft ganz unvermuthet, von Eckartsberge aus datirt, zwei sehr unleserlich geschriebene Briefe von einer Dame vorfand, die ihn ersuchte, einen Vertrauten an sie abzusenden, dem sie gewisse Dinge, die Königin Anna von England betreffend, eröffnen könne, die höchst wichtig und der Feder nicht wohl anzuvertrauen wären.

Darauf antwortete ihr der Herzog, Sonnabend nach Luciä 1558 aus Weimar: „Er sei erst gestern Abends ganz spät von seiner Reise zurückgekommen und habe da ihren ersten, früh dieses Tages aber ihren zweiten Brief erhalten. Er selbst habe Abhaltungen zu ihr nach Eckartsberge zu kommen, wolle aber Jemanden senden, dem sie sich und ihr Geheimniß anvertrauen könne.“

Dieser Brief war abgeschickt, als der Herzog der unbekannten Korrespondentin Tags darauf gleich wieder schrieb: „Er habe zwar Jemanden an sie abschicken wollen, doch habe er nachher bedacht, es sei besser, sie begebe sich in sein Land. Dazu schlage er ihr Buttstädt vor, um sie selbst zu sprechen und wo sie ihm sagen könne, was sie von seiner Muhme, der Königin von England löbl. Gedächtniß zu sagen habe.“

Dennoch aber mußte er sich wieder anders bedacht haben, und sendete am 20. Dezember seinen Stallmeister Kaspar von Posek, dem sie sich anvertrauen könne, mit einem Beglaubigungsschreiben an die Fremde ab.

Die Aufschriften der Briefe an die Unbekannte sind: „Der hochgeborenen Fürstin, unsrer freuntlichen lieben muhmen, Annen, Hertzogin zu Aibelen, (auch Aybelen) weilandt Herzog Heinrichs zu Scypern (auch Zipern) in Irlandt, wittwen."

Sie eröffnete dem zu ihr gesendeten Stallmeister, daß sie wünsche, den Herzog selbst zu sprechen, und gab ihm einen Brief an denselben mit, auf welchen sie von ihm die Antwort erhielt: „Sie solle nach Rossla gehen, wo sie auf seine Unkosten leben könne, wozu er die nöthigen Befehle ertheilen und Anstalten, sie zu empfangen, treffen werde. Dort wolle er sie besuchen."

Sie geht aber — man erfährt nicht, warum? — nach Trebra, und dorthin schickt der Herzog seinen Sekretär, Hans Rudolf, mit einem Beglaubigungsbriefe an sie und schreibt ihr: „Diesem Manne könne sie ihr Zutrauen schenken. Er habe den Befehl, ihre Aussagen zu Papier zu bringen." Dies geschieht und der in den Akten befindliche Bericht sagt:

„Sie, die Herzogin von Scypern sei aus einem Gefängnisse zu London entkommen, habe an einem Seile sich hinabgelassen, sei zu Schiffe gebracht worden und auf demselben nach Danzig geflohen. Eben dahin sei auch, gleichfalls dem Kerker entronnen, die Königin Anna von England gekommen. Vierzehn Tage vor nächsten Fastnachtabend werde es ein Jahr. Sie habe einen Geleitsbrief von dem Könige von Polen er-

halten, sei dennoch aber zwischen Warschau und Krakau in einem offenen Flecken, genannt das Neustädtlein, als der junge Tofzky und Georg von Lessynsky in der Nacht in denselben einen Einfall gethan, um all ihr bei sich habendes Gut gekommen. Diesen Verlust schätze sie auf acht Tonnen Goldes. Sie habe im Hemde zum Fenster hinausspringen müssen, und nichts davon gebracht, als eine goldene Kette und ihren Wetzschker.*) Ihre Kammerfrau, Katharina von der Reck, Schwester des Hofmeisters des Herzogs von Jülich, habe geschrieen und Lärm gemacht, darüber hätten sie die Räuber die Treppe hinabgeworfen, daß sie todt geblieben sei. Auch sei an diesem Orte ihr Kavalier, Johann von Hettersheim, von den Räubern todtgeschlagen und einem Englischen von Adel, Wilhelm von Zieritz, sei die Hand abgehauen worden. Ihren Hofmeister aber und fünf ihrer Kammerfrauen habe man gefänglich nach einem Orte geführt, genannt Kußmarkt bei Posen, wo sie bei einer gewissen Katharina Prederin wären versteckt worden. Diese sollten noch Juwelen bei sich haben, dieselben aber nicht wegbringen können."

Sie sagte ferner: „Von England aus werde ihr sehr nachgestellt, und es wären dem fünf Tonnen Goldes versprochen worden, der sie dahin liefern könne. Nach diesem Unfalle sei sie, die Herzogin von Scypern, nach Liegnitz gekommen, des Ihrigen beraubt, ganz schwach und krank.

---

*) Eine Tasche, welche damals die Damen anhängen hatten und in der sie ihr Geld, ihr Nähezeug, Schnupftuch u. s. w. verwahrt hielten.

Dort habe der Herzog Friedrich sie aufgenommen und sie zwölf Wochen bei sich behalten. Was ihr geschehen sei, habe sie dem Woiwoden von Krakau gemeldet, der aber habe seinem Verwandten Lessynsky nichts thun wollen."

„Auf ihrer Reise zum Herzog sei sie in Geldverlegenheiten gerathen und habe Schmuck und Kleider zu Wittenberg versetzen müssen, daher sie eben nicht standesmäßig gekleidet erscheinen könne."

„Um aber zu entdecken, warum sie den Herzog zu sprechen verlange, so sei es, ihm zu eröffnen, daß die Königin Anna von England nicht, wie man sage und wie ihr Bruder der Herzog von Jülich glaube, todt sei, sondern daß sie noch lebe. Sie sei aus einem Kloster in England, in welches sie gesperrt gewesen, entkommen. Ein Kaufmann, dem sie einst das Leben gerettet, habe von ihr ihre Schätze erhalten, um dieselben nach Augsburg, zu einem gewissen Kaufmann Jobst Reffhausen, der für die Fugger viel nach England handle, zu bringen. Bei diesen Schätzen wären: der löblichen Krone England Zepter, Kronapfel, die englischen Privilegien und ein Halsband von Edelsteinen, mit einem Karfunkel!"

Darüber ließ die Herzogin dem Sekretär Rudolf zwei Bekenntnißscheine sehen.

„Ferner wären, sagte sie weiter aus, bei genanntem Kaufmanne, der Königin gehörig, deponirt: fünf und zwanzig Tonnen Goldes in Kronen, sieben Perlen- und drei goldene Röcke, vierzehn goldene Ketten, welche 5000 Kronen wiegen, 24 Armbänder, wiegen 2000 Kronen, 14 Gürtel

und Leibketten, wiegen 7000 Kronen, 12 Perlenhauben, 14 Barette und ein Halsband, werth 3000 Kronen."

„Dieses Alles wolle sie mit Wilhelm von Zieritz dort abholen. Der Herzog solle ihr nur einen Vertrauten mitgeben, und es sollten ihm und seinen Brüdern die fünf und zwanzig Tonnen Goldes geschenkt sein. Das Zepter, der Kronapfel und die Privilegien aber möchten zu weiterer Disposition aufgehoben werden."

„Sie müsse Zieritzens Ankunft erwarten, und wünsche indessen, die persönliche Bekanntschaft des Herzogs zu machen."

„Die Königin werde dem Könige von Frankreich schreiben, seine Tochter dem Bruder des Herzogs Johann Wilhelm zur Gemalin zu geben, dem sie dann die englischen Kronschätze und Privilegien ausliefern werde."

„Die Königin sei deshalb nicht selbst gekommen, weil sie sehr vorsichtig handeln müsse. Es werde aber geschehen, wenn alles nach ihrem Wunsche gehe. Indessen solle man ihr, der Herzogin von Scypern, in Wahrheit glauben, daß die Königin nicht gestorben, sondern nur verstoßen und aus England entflohen sei."

Darauf zeigte sie dem Sekretär ihr Handsiegel, bemerkend, es sei dasselbe ganz von Gold, und bat ferner: „die Reise nach Augsburg zu betreiben, ehe der Reichstag eröffnet werde, damit die Neugier dem Herzoge nichts entzöge."

Hierauf hat sie sich nach Rossla begeben und bittet „um einen Trunk Rheinwein und um Wildpret."

Auf dieses erließ der Herzog von Weimar am Dienstage nach dem Christfeste 1558 ein Schreiben an sie nach Rossla, in welchem er ihr für die gethanen Zusagen dankte und ihr meldete, er habe Befehl ertheilt, sie mit wildem Schwein und anderem Wildpret, mit Hasen und mit Wein zu versehen, auch soll schwarzer Kartek gekauft und ihr geschickt werden, wie auch schwarzer Sammet zu einem Unterrocke. Desgleichen habe er durch seinen Rath und Kanzler Dr. Christian Brück, nach Wittenberg schreiben lassen, um ihren dort versetzten Schmuck und ihre Kleider wieder zu bekommen. Unter dem Schreiben meldet er eigenhändig: „Der Kaiser werde Dienstag nach dem neuen Jahre zum Reichstag nach Augsburg kommen. Sollte ihr Diener Zieritz sie zu suchen sich sehen lassen, werde er ihn zu ihr schicken."

Nun aber muß der Herzog bei ihr in Rossla gewesen sein, und da hat die sogenannte Herzogin von Scypern sich ihm als die todtgeglaubte Königin Anna selbst zu erkennen gegeben. Darauf schreibt er an seinen Bruder, Johann Wilhelm, der sich damals in Paris befand, wohin er dem Könige Heinrich II. frisch geworbene Völker zugeführt hatte, und meldet ihm, was sich begeben habe. In diesem Briefe sagt er von der vermeinten Königin:

„Ihr Liebden sind auf den jetztkommenden 24. Februar ein Jahr lang, wunderbarlicherweise vermittelst frommer Leute Hülf aus einer Behausung in England von einem hohen Gemach an einem Seil in die See hinunter in ein Schiff gelassen und davon gebracht worden. Und ob uns solches

wohl selbst nach Gelegenheit entstandenen Gerüchtes, beneben des Herzogs von Jülich schriftlicher Anzeige, etwas frembd und unglaublich zu hören geweßen, so hat es sich doch zugetragen, daß wir an diesen Tagen mit Ihr Lieb an einem unvermerkten Orte persönlich zusammengekommen und vernommen, daß es J. L. die Herzogin zu Jülich und Königin in England sei. Daß wir auch nach Gelegenheit alle fürgebrachten Urkunden und Scheine, auch daß J. L. dem Kontrafaktur, so Ew. L. einsmal geschenket und ganz klein, anch Fräulein Amalia dabei gemahlet, ganz gleichförmig, unzweifentlich dafür achten, erkennen und halten etc. So haben wir auch das Zeichen der Aschel (Narbe ?) an der Stirn gesehen, die unsere liebe Frau Mutter Ihrer Lieb mit einer Schneiderscheeren geworfen, deren E. L. von unser Frau Mutter seeliger Gedächtniß oft werden gehört haben u. s. w."

Er meldet ihm ferner alles, was die Königin ihm zugedacht und ihm entdeckt habe, bittet aber, vor der Hand keinem Menschen etwas davon zu sagen und den Brief zu verbrennen.

Donnerstag nach dem neuen Jahre (1559) schreibt ein Fritz Dietrich, Küchenschreiber aus Leipzig, an den Herzog: „Er höre, es sei eine gewisse Person zu Rossla, mit dieser solle der Herzog sich vorsehen, denn es habe dieselbe in Mecklenburg, bei dem Kurfürsten von Brandenburg und dem Herzoge von Liegnitz schlimme Streiche gemacht, sei auch in Halle und Leipzig gewesen und habe allerlei Schwindeleien ausgehen lassen."

Darauf scheint der Herzog nicht geachtet zu haben und

schickt am 15. Februar 1559 der vermeinten Frau Muhme einen Ring mit der Bitte, denselben seinetwegen zu tragen, und seine Gemalin schreibt ihr von Weimar aus die freundlichsten Briefe, auf den 1567 zerstörten Grimmenstein, den heutigen Friedenstein, nach Gotha, wohin sie indessen ihrer Sicherheit wegen, (nachher zu ihrem Unglück,) mit den Ihrigen, zwei sogenannten Kammerjungfern, einer Magd und einem Buben, gebracht und der Aufsicht des dortigen Kommandanten Bernhard von Mila übergeben wurde, den sie vermuthlich durch glänzende Versprechungen ganz für sich zu gewinnen und ihm sogar nach und nach 300 Gulden abzuborgen wußte, von denen er nicht einen wieder bekam. Sie selbst wurde standesmäßig unterhalten.

Hierauf wurden zwei Schenkungsbriefe aufgesetzt, von welchen der letztere auf Grimmenstein, Donnerstag nach Estomihi 1559 datirt, von ihr eigenhändig unterschrieben und untersiegelt worden ist. In demselben verspricht die vermeinte Anna dem Herzoge und seinem Bruder Johann Wilhelm alle ihre Schätze und Kleinodien, dem jüngsten Bruder Johann Friedrich III. oder dem Jüngeren aber, der schwächlich und gebrechlich war und schon mit 28 Jahren 1565 starb, „wegen seiner Leibesgebrechlichkeit und seinem Zustande" 500.000 Kronen. Ihre liebe Schwester Amalia zu Jülich will sie zu sich nehmen und für sie sorgen; auch soll sie nach ihrem Tode zwei Tonnen Goldes haben. Will sie aber nicht kommen, so soll die Donation nichtig sein und das Geld dem Herzoge und seinen Brüdern zufallen. Gesiegelt hat die Schenkerin mit dem Jülich-Cleve'schen Wappen.

Bald darauf schrieb sie an den Herzog Adolf in Holstein und ersuchte ihn, ihr ihre bei sich habenden Schätze zu senden oder wenigstens dieselben bis Magdeburg und Braunschweig zu schicken.

Der Herzog Johann Friedrich schreibt ihr, er gehe von Weimar aus über Koburg nach der Pfalz zu seinem Schwiegervater und schicke ihr eine neue Schaube. Sie bedankt sich und wünscht ihm glückliche Reise.

Indessen ist ein gewisser Hans Jäger nach Nürnberg gesendet worden, eine vorgeblich dort liegende Tonne Goldes abzuholen. Dieser berichtet: „Die jungen Rathsherren wüßten nichts davon und die älteren wären auf dem Reichstage zu Augsburg.“ Und den 22. Mai erhält der Herzog von seinem Agenten in Nürnberg die Nachricht, der Rath wisse kein Wort von der Tonne Goldes. Da schreibt der Herzog aus Amberg an seinen Kommandanten Mila: „Er solle die Königin nicht aus dem Schlosse lassen, sondern auf die Auszahlung der bemerkten Summe dringen, dadurch den ihm zugefügten Schimpf zu entnehmen.“ An sie selbst aber schrieb er noch immer sehr freundlich, und vertröstete sie auf seine Rückkehr.

Sie ertheilt am 15. Juli einem gewissen Johann Fohmann, sonst genannt Nürnberger, Bürger zu Erfurt, eine Vollmacht, für sie 15000 Gulden zu heben, die der Magistrat in Danzig ihr schuldig sei.

Auf seinen Brief erhielt nun der Herzog eine Antwort vom 30. Juni aus Paris von seinem Bruder, der ihn warnt, der vorgeblichen Anna nicht zu trauen, von der verlaute,

„daß sie bei unserer gnädigen lieben Frau Mutter Schwester vor ein Jüngstes im Frauenzimmer geweßt sein soll.“ Sie aber schreibt am 20. Juli an den König Heinrich II. von Frankreich einen sehr verbindlichen Brief, in welchem sie ihn ersucht, „seine Tochter an den Herzog Johann Wilhelm zu vermälen, dem sie des englischen Reichs Krone, Kleinodien und Urkunden überliefern wolle.“ Eben dieses schreibt sie dem Herzoge auch selbst. Beide Briefe aber hat Johann Friedrich unabgesendet gelassen.

Die vermeinte Königin stellt am Johannistage dem Magistrate der Stadt Breslau ein Zeugniß aus, daß er nichts von ihr in Verwahrung habe, und bittet den Herzog, ihre versetzten Kleinodien einzulösen. Sie extradirt ihre Dokumente zugleich, unter denen sich die Belege des Kaufmannes zu Antorff, wegen der 25 Tonnen Goldes, und andere falsche Originale befinden.

Jetzt aber kommt ein Abgeordneter des Herzogs Wilhelm von Jülich an, mit einem Beglaubigungsschreiben, und verlangt die Verhaftung der vorgeblichen Anna. Dies geschah am Dienstage nach Jakobi und sie wurde zum Verhöre gebracht, in welchem der herzogliche Rath, Dr. Stephan Clodius, Johann Luther und der Schösser der Stadt Gotha saßen.

In diesem Verhöre blieb sie bei dem, was sie gesagt hatte. Der Herzog aber gab dem Abgeordneten die Versicherung: Er wolle in dieser Sache so verfahren, daß ihn kein Vorwurf treffen könne.

Sie wurde darauf den 2. August in ein zweites Ver-

hör gebracht und bestand auf ihrer vorigen Aussage. Nun wurde sie vom Grimmenstein fort und auf das Schloß Tenneberg geführt.

Hier kam sie zum dritten Verhöre, in welchem ihr der Rath Clodius „scharf zuredete," ihr sagte, der Herzog sei von allen ihren Praktiken unterrichtet und sie ermahnte, die Wahrheit zu sagen. Da fiel sie auf die Knie und bat wehmüthig und um Gotteswillen den Herzog um Gnade, indem sie sagte: „Sie sei eine geborne Gräfin von Ostfriesland, mit einem Grafen von Manderscheid zu Antorff getraut, nachdem sie von ihm Mutter geworden sei." Bei dieser Aussage verharrte sie auch im folgenden Verhöre und setzte hinzu: „Die Königin Anna habe vor ihrem Tode viel Gut fortgeschickt und dasselbe ihren Neffen, den Herzogen vou Sachsen zugedacht. Diese Schätze zu überbringen, sei sie erkoren worden und deshalb sei sie nach Antorff gezogen. Hier sei sie von Wilhelm von Zieritz, einem irländischen Edelmanne beredet worden, sich für die Königin Anna auszugeben. Mit ihm und zwei Jungfrauen sei sie größtentheils in männlicher Kleidung durch Ostfriesland gezogen, gewöhnlich zu Pferde. Da sei sie eines Tages von ihrem Bruder erkannt worden. Dieser habe sie gefangen auf ein Schloß setzen lassen, aus welchem sie aber mit Hilfe ihrer Freunde entsprungen sei.

„Mit ihrem Gefolge sei sie schnell auf Bremen zugegangen, weil man ihr nachgesetzt habe. Da habe ihr Verwandter, der Graf von Oldenburg ihr begegnet und seine Büchse auf sie angelegt. Sie aber, stets wohl bewaffnet auf der Reise mit fünf Büchsen, habe auch auf ihn gehalten. Er habe

endlich (da sein Gewehr nicht geladen gewesen sei) sich von ihr überreden lassen, daß sie in Bremen seiner harren wolle, und sie habe ihm ihre Herberge genannt; sich aber schnell davon gemacht und sei auf Verden zugeeilet. Von da sei sie nach Danzig gekommen, und ihr Gut habe nachkommen sollen. Hierauf wiederholt sie, was sie gleich anfangs, noch als vorgebliche Herzogin von Scypern dem Sekretär Rudolf und dem Herzoge erzählt hatte und was die Leser schon wissen.

Es wird mit dem Herzoge von Jülich in den Zwischenräumen korrespondirt, der die Aussagen der angeblichen Gräfin von Ostfriesland für Lügen erklärt und zur Bekräftigung seiner Angaben Familienatteстate entsendet. Sie aber bleibt bei ihren Aussagen und sagt: „Wilhelm Zieritz sei noch am Leben und er habe das Gut; das wisse Gott im Himmel, daß es nicht anders sei, darauf wolle sie leben und sterben; aber sie wisse nicht, wo Zieritz sich aufhalte.“ Sie will nicht gestehen, daß sie die falschen Dokumente habe fabriziren lassen, sondern sagt, sie habe dieselben von Zieritz, und halte sie für echt. Zugleich bittet sie: Man möge sie aus dem Verhafte entlassen, „indem ja doch dem Herzoge mit ihrem Blute nichts gedient sein könnte.“

Da ihr die Unwahrheit ihrer ostfriesländischen Geschichte vorgehalten wird, gesteht sie im sechsten Verhöre dieselbe zu und sagt: Ihre Mutter sei eine Gräfin von Friesland, und ihr Vater Graf Johann von Rietberg gewesen. Sie habe mit einem von Reuning Kinder erzeugt und wisse nicht, ob der Sohn noch lebe, die Tochter aber sei gestorben. Von diesem

Reuning sei sie nach England gebracht worden. Die Königin Anna sei ihr sehr gnädig gewesen, und mit Zieritz sei es, wie sie schon gesagt habe.

Da die jülichischen Briefe auch die Unwahrheit dieses Vorgebens bewiesen, sagt sie im siebenten Verhöre aus: Ihre Mutter habe Margaretha von Schenk geheißen, sei Nonne im Stifte Essen und die Geliebte des Herzogs Johann von Cleve gewesen, dessen Tochter sie sei. Im Kloster sei sie erzogen worden, und ein Onkel, Heinrich von Schenk, habe sie nach England zur Königin Anna gebracht. Zieritz habe sie in Polen verlassen, sich an eine andere gehängt und von ihrem Gelde nichts herausgegeben.

Sie selbst wird nun entweder verrückt oder stellt sich so, und der Amtmann muß am 23. August berichten, daß sich der Böse ins Spiel mische und der Gefangenen erscheine, ihr Geld anbiete und sie zwicke, wenn sie nichts annehmen wolle. Er habe sie diesen Morgen angepackt und gedroht, ihr den Hals zu brechen, wenn sie nicht die Wahrheit sage. Das wolle sie thun; man solle sie wieder verhören. Auch sagte sie: Wenn man nicht Wächter bei ihr lasse und ihr des Nachts kein Licht gebe, so wolle sie sich ermorden.

Dies machte die Sache noch ernsthafter. Der Scharfrichter von Jena wird beordert nach Tenneberg zu reisen. In dessen Gegenwart kommt die Gefangene zum achten Verhöre und wird „mit Ernst befragt, mit der Verwarnung, der Scharfrichter solle sie persönlich angreifen, wenn sie nicht die Wahrheit sage.“

Sie sagt: „Sie sei eine Unehelichgeborne; ihr Vater

sei, der Herzog von Cleve, ihre Mutter eine Gräfin Elisabeth von Defurte gewesen. Erst sei sie in einem Cleve'schen Kloster, dann im Stifte Essen erzogen worden. Darauf habe sie ihr Vater nach Klarenberg zu einer Frau von Sielbach, gebornen von Schmellingen, gebracht, von der, sie erzogen worden sei. Der Herzog sei oft zu Klarenberg gewesen und habe zu ihr gesagt, sie sei ihm so lieb, wie seine ehelichen Kinder. Als ihre Erzieherin gestorben, habe man sie ins Kloster Aspek, im Münsterischen, gethan zu einer Jungfrau Ida von Depenbruk, und als auch diese starb, sei sie ins Kloster Tangenhorst gekommen. In ihrem 21. Jahre habe man sie zu einer Gräfin Brederode gebracht, durch welche sie an einen Herrn von Rockhausen vermält worden sei. Der Herzog habe ihr zur Aussteuer 16000 Gulden gegeben. Mit diesem Gemale habe sie 15 Jahre in der Ehe gelebt und zwei Kinder gezeugt. Nach seinem Tode sei sie nach Lüttich gezogen, wo sie ihr Leibgedinge gehabt habe. Da habe sie den Zieritz kennen gelernt, Diener des dortigen Domherrn, Grafen von Beichlingen. Dieser habe sie beredet, etliche, ihren Kindern gehörige Güter zu verkaufen und mit ihm nach England zu gehen. Das habe sie auch gethan, und daselbst, größtentheils zu London, anderthalb Jahre gelebt. Da habe ihre Hauswirthin, Frau Marning Mitleid mit ihr und ihrer Lage gehabt und sie einst zu der Königin Anna geführt. Dieser habe sie ihre Noth geklagt und ihre Geburt entdeckt. Die Königin habe sich ihrer auch erinnert und große Geschlechts- und Gesichtsähnlichkeit an ihr gefunden. Das Geschlechtszeichen habe sie ihr gezeigt: an beiden Füßen wären die großen Zehen fast

lahm und lägen unter den anderen Zehen. Eben dieses körperliche Geschlechtszeichen habe ihr Vater gehabt, die Königin und die Kurfürstin von Sachsen, des Herzogs Johann Friedrich Mutter. Da habe die Königin sie recht wohl beschenkt. Auf solchem Bekenntniß wolle sie verharren und wisse weiter nichts zu sagen. Mit einem Eide wolle sie es bekräftigen und sich darauf in Stücke reißen lassen. Es möge ihr den Kopf immerhin kosten. Daß sie das zuvor nicht gesagt habe, sei die Ursache, daß sie es zu sagen, habe verschwören müssen, und wo sie es nicht thäte, solle ihr der Teufel den Hals brechen. Deßhalb habe sie die große Anfechtung vom Teufel. Da man ihr aber so hart zusetze, müsse sie es wohl sagen; aber ergeben habe sie sich dem Teufel nicht, habe auch (um was sie gefragt wurde) mit demselben keine verliebte Gemeinschaft gehabt. Er sei nur gekommen, wenn sie alles habe entdecken wollen, und habe ihr ihren Eid vorgehalten. Vor kurzem sei er erschienen und habe gesagt: Nimm hin diesen Geldsack und lege ihn an deinen Platz; ich will dich führen, wohin es Zeit ist zu kommen; denn du wirst verhört und gemartert werden. Sie habe sich gekreuziget und er habe sie aus dem Bette geworfen. so daß die Wächter sie hätten wieder hinein heben müssen."

Auf die Frage, wohin sie aber eigentlich mit dem allen hinausgewollt habe, antwortete sie: „Wenn nur Zieritz gekommen wäre, hätte sie dem Herzog alles entdecken und um Gnade bitten wollen."

Sie wurde abermals ermahnt, die Wahrheit zu sagen, und schwur bei Gott und Seligkeit, sie habe dieselbe gesagt.

Nun wurde dem Scharfrichter befohlen, sie auf die Leiter zu bringen. Da wurde sie gestreckt, blieb bei ihrer Aussage und geduldig. Da die Richter sahen, „daß ihre Arme vom Teufel sehr mit Flecken zugerichtet waren, und sie denn doch eine, wenn auch Uneheliche von Cleve sei," und der Scharfrichter sagte: „Sie sei ganz von Gliedern und könne ohne Gefahr nicht angegriffen werden," so wurde sie wieder von der Leiter gelassen. Da wiederholte sie: „Sie sei eine uneheliche Tochter des Herzogs von Cleve; das werde man nicht anders finden können, und dieser Behandlung habe sie sich nicht versehen." Mit weinenden Augen und gefalteten Händen bat sie um Gotteswillen, „der Herzog wolle ihr vergeben und ihr ein Stück Brod reichen lassen, bis man erfahren habe, wohin Zieritz gekommen sei." Auch bat sie um einen Priester, der ihr Trost zuspreche in ihrer Noth, um Salben und einen Barbier, der sie verbinde, und daß man ihr die Wache lasse. —

Der Herzog Johann Friedrich schickte am 22. September dem Herzoge von Cleve diese letzte Aussage und fragte ihn: „Was er meine, daß nun zu thun sei?"

Dieser sandte abermals Aussagen und Atteſtate mit und antwortete am 20. Oktober: Sein Herr Vater habe nur zwei natürliche Töchter gehabt, deren eine gestorben sei, die andere aber noch im Kloster lebe. Es wisse keiner seiner Räthe und Diener etwas von der angeblichen Geschichte, und von dem Brautschatze von 16000 fl. stehe nichts in irgend einer Rechnung. Seine Schwester Amalia wisse auch von nichts. Er setzte hinzu: „Alles ist ein erdichtetes, unverschämtes Vor-

geben, und wenn die Person scharf gefragt würde, sollte der wahre Grund zuletzt ganz anders an den Tag kommen, und alle weitläufigen Erkundigungen vergebens sein, und werden E. L. also wissen, sich gegen ein solch unverschämtes Weib zu benehmen."

Darauf wurde zu Tenneberg, nachdem man der Eingekerkerten bis Estomihi 1560 Ruhe gelassen hatte, das neunte Verhör angestellt, welchem des Herzogs Kanzler, Dr. Brück, selbst beiwohnte, die Gefragte blieb dabei, sie sei eine unechte Tochter des Herzogs von Cleve, und könne es nicht anders sagen, wenn man sie auch in tausend Stücke zerrisse. Sie habe nach ihres Mannes Tode von Zieritz einen Liebestrank bekommen, auf welchen sie krank geworden sei, ihn aber dann so lieb gewonnen, daß sie ihn geheiratet habe. Dieser habe sie beredet, sich ihrer Aehnlichkeit wegen, für ihre Schwester die Königin von England auszugeben. Darnach habe er sie, unweit Bremen, in einem Holze an einen Baum gebunden und verlassen. Kaufleute aus Münster hätten sie erlöst und sie sei ihn aufzusuchen, ihm nachgezogen. Sie bat, sie auf einen Wagen zu schmieden und nach Antorff zu führen. Sie wolle das Haus zeigen, wo das Gut liege.

Dann aber, als Dr. Brück, den sie wohl als ihr nicht ungünstig kennen mochte, auf ihr Bitten, allein zu ihr kam, sagte sie: „Es sei kein Gut in Antorff, und vor Zieritz habe sie noch einen begünstigten Liebhaber gehabt."

Nach einem in den Akten befindlichen Ausweise hatte die Abenteuerin dem Herzoge zusammen 480 Gulden 8 Groschen gekostet, für Reisen, Geschenke, Kost und dergl. Mit

dieser Rechnung sind die Akten geschlossen und wir erfahren aus denselben nichts mehr von der Gefangenen.

In einem auf der herzoglichen Bibliothek zu Gotha befindlichen 4 Zoll starken Bande, in welchem viele Briefe gesammelt und zusammen gebunden sind, befindet sich aber eine Suite, die zu der Geschichte der vermeinten Anna gehört und aus der man sieht, daß sie dem Kurfürsten Joachim von Brandenburg, dem Herzog Friedrich von Holstein und dem Herzog von Liegnitz auch bekannt gewesen ist und aller Vermuthung nach dieselben ebenfalls angeführt hat. Jene waren aber still, schämten sich und ließen sie laufen. Die von diesen Fürsten an sie abgeschickten Briefe führen die Aufschrift: „An Frau Anna, geborene Herzogin von Jülich und Cleve, gekrönte Königin von England, Unsere liebe Frau Muhme."

Ferner zeigen diese Briefe, daß die Abenteuerin mit Personen in Verbindung stand, die ihr die falschen Briefe und Scheine schrieben, die sie vorzeigte, sich Beglaubigung zu verschaffen. Vermuthlich ließen sie diese Verbündeten im Stiche, als sie merkten, wohin die Geschichte führen würde. Sie hätte sich, um bei Zeiten sich zurückziehen zu können, nicht auf den Grimmenstein bringen lassen sollen.

Ihre selbstgeschriebenen Briefe beweisen, daß sie eine Westphalin war, sind aber so entsetzlich schlecht geschrieben, daß es unerhörte Mühe kostet, dieselben zu lesen. In einem ihrer Briefe schreibt sie an Zieritz (aber wohin?) vom Grimmenstein aus: Er solle doch kommen, und sie und ihr armes Kind nicht verlassen. In einem andern sagt sie: Der

Kaiser habe ihr wieder einige Herrschaften anbieten lassen, aber sie wären ihr gar zu weit entlegen. Doch allenfalls das Fürstenthum Sagan in Schlesien werde sie annehmen und das Kloster Dobeneken. „An Gelde sollte es nicht fehlen." Ein gewisser Johann von Froemont scheint an ihrem Schicksale Antheil genommen zu haben, so wie auch der Magistrat der Reichsstadt Nürnberg, und jener meldet diesem, er habe vernommen: „Es sei zu Tenneberg für die Bewußte ein gewölbtes Gefängniß eingerichtet worden, und sie werde hart verwahrt. Nach vielem Aufwande habe man endlich so viel herausgebracht, daß sie wirklich die Tochter eines Grafen und vormals Leibkammerfrau bei der Königin Anna gewesen sei, nach deren Tode sie ihr Siegel und andere Sachen von Werth an sich zu bringen gewußt habe. Sogar sei sie eine Beischläferin des Königs und die vornehmste Ursache seiner Scheidung von der Königin gewesen. Sie habe viele kostbare Sachen besessen, solche aber hier und da verschleudert und verloren. Man habe ihr ein langes weißes Kleid angelegt, um sie für ewig eingekerkert zu halten."

In dem für sie eingerichteten Gefängnisse, in welchem sie ziemlich karg gehalten wurde, Sonntags jedoch Braten und Wein bekam und Bücher zur Erbauung und Unterhaltung zur Verfügung hatte, mag sie ihr Leben beschlossen haben. Doch läßt sich nicht bestimmen, wie lange sie noch gelebt hat, wo oder wie sie begraben worden ist. Vielleicht hat man ihr auch in der Folge die Freiheit geschenkt, oder sie ist, als Herzog Johann Friedrich 1567 das Land räumen mußte, losgelassen worden oder entkommen.

Die in den Akten befindlichen Verhöre sind nicht mit der in unserer Zeit gewöhnlichen Sorgfalt aufgezeichnet, und Nachrichten, die Persönlichkeit der Gefangenen betreffend, finden sich in denselben gar nicht, ausgenommen, daß sie etwas schwächlich gewesen sein muß. Von ihrem Aussehen spricht keine Zeile; aus einem Briefe läßt sich schließen, daß sie einige vierzig Jahre alt war, als sie nach Rossla kam. Wäre sie da geblieben, so hätte sie vielleicht eher Wege zum Entkommen finden können, als aus dem festen Grimmenstein. Sie hoffte auf die Hilfe ihres Zieritz. Dieser aber, der sie sicher veranlaßt hatte, die angenommene Rolle zu spielen, ließ sie im Stiche. Zwar scheint sie nicht ganz ungewandt gewesen zu sein und das Terrain gekannt zu haben, auf welchem sie agirte, wie auch den Mann und seine Umgebungen, mit welchem sie es zu thun hatte, aber so recht fein, vorsichtig und listig, wie sie hätte sein müssen, wenn sie mit Erfolg ihre Rolle fortspielen wollte, war sie doch nicht, sonst hätte der Spaß ihren Gönner viel mehr kosten und ihre Person dennoch außer alle Gefahr setzen müssen; denn mit welchem Fürsten und mit welchem Kanzler hatte sie zu thun! Ihre fixen Ideen brachten beide in ihr nachheriges Unglück, auch war Grumbach ein ganz anderes Subjekt als die Unbekannte, die vielleicht niemals auch nur auf dem Theater eine Krone getragen und eine Königin wenigstens vorgestellt hatte.

Eine Feindin der Etiquette.

Zu den seltsamsten Verrücktheiten gehörte die des Königs Philipp V. von Spanien (1701—1746). Ohne eigentlich krank zu sein, wollte er bisweilen sechs Monate hinter einander weder das Bett verlassen, noch den Bart scheren, noch die Nägel abschneiden, noch die Wäsche wechseln, und wenn ihm endlich das Hemd selbst vom Leibe faulte, so zog er nicht eher ein reines an, bis die Königin es zuvor getragen, aus Furcht, er möchte durch die reine Wäsche vergiftet werden. Er aß, verdaute und schlief gut, obwohl zu ganz verschiedenen Zeiten. Er hörte die Messe, bald des Morgens, bald am Abend. Im Winter durfte nicht allein nicht geheizt werden, sondern er sperrte alle Fenster auf; im Sommer hingegen wurden sie alle sorgfältig verschlossen gehalten. Er würde gut haben gehen können, wenn seine langen Nägel ihn nicht daran verhindert hätten. Viele Tage hintereinander sprach er kein Wort. So lang er das Bett hütete, beichtete er nicht, murmelte aber oft Gebete. Drei Decken von Flanell ertrug er in der größten Hitze, warf aber bei der strengsten Kälte

die Decke ab und zeigte sich ohne Bedenken in der Kleidung des Paradieses. Im Schlaf zerkratzte er sich mit seinen Nägeln und behauptete nachher, man habe ihn, während er schlummerte, ermorden wollen. Manchmal glaubte er auch todt zu sein und fragte, warum man ihn nicht begrübe? Plötzlich ging sein stiller Wahnsinn in Wuth über, dann kratzte und biß er die Königin, seinen Beichtvater, seinen Arzt und Alle, die ihm zu nahe kamen. Wenn man ihn fragte, was ihm fehle, antwortete er lachend: nichts, stand singend auf und prügelte singend die Königin braun und blau. Zu einer anderen Zeit wollte er gar nicht mehr zu Bette gehen, schlief nur im Sessel und trieb es so lange, bis ihm die Füße schwollen.

Trotz der wenigen Leibesbewegung aß er doch sehr stark und die härtesten Speisen viermal des Tages. Man durfte ihm weder Feder noch Tinte lassen, denn er schrieb sonst gleich an sein Konseil und erklärte, er wolle die Krone niederlegen. Allein seine zweite Gemalin, die herrschsüchtige Elisabeth von Parma ließ ihn lieber tausend verrückte Streiche, als diesen einzigen klugen machen. Sie gestattete ihm bloß kleine Pinsel, um damit zu malen. Wäre er nicht von einer herkulischen Leibeskonstitution gewesen, so hätte er nicht allein dieser Lebensart, sondern auch den Arzneien unterliegen müssen, die er sich selbst verordnete. Er pflegte ganze Büchsen von Theriak auf einmal auszuleeren und zwar viele Tage nacheinander, wobei er alle Aerzte Schelme nannte.

Endlich schlief er nur noch am Tage, oft 13 bis 14 Stunden lang, aß und trank nur des Nachts, ließ sich Gebetbücher bringen und zeigte der Königin die Gebete, welche

sie ihm vorlesen sollte. Weil er sehr viel Temperament hatte und aus Frömmigkeit treu war, so machte Elisabeth von Parma mit ihm, was sie wollte. Geprügelt wurde sie freilich oft, aber ihr Wille geschah. Zwar schien er auch bisweilen eifersüchtig auf sein königliches Ansehen, doch nur in kindischen Kleinigkeiten. So bestieg er einst eine Galeere zu einer Spazierfahrt. Man lichtete die Anker. „Wer untersteht sich das ohne meinen Befehl?“ rief Philipp entrüstet, ließ den Anker wieder werfen und einige Minuten nachher auf's Neue lichten.

Sollte man glauben, daß dieser Wahnsinnige mitunter auch Proben eines scharfen Beobachtungsgeistes und eines starken Gedächtnisses gab? Man unterlegte ihm einst eine Bitte. „Ich habe sie vor einem Jahre schon einmal abgeschlagen,“ sagte er und schob sie zurück. Wenn er merkte, daß man unter mehreren Papieren ihm eines zur Unterschrift oben aufgelegt hatte, so ahnte er Parteilichkeit und schob es unter die Uebrigen. Gegen die Talentvollsten seiner Minister war er mißtrauisch und hart, weil er die Schwachköpfe für ehrlichere Leute hielt. Von der Königin Elisabeth sagte er oft, sie sei entsetzlich falsch, worin er nicht irrte. Als der Prinz von Asturien, sein älterer Sohn aus der ersten Ehe, nach einer schweren Krankheit zum ersten Mal ihn wieder besuchte und die Königin ihre Freude über seine Genesung bezeugte, lächelte Philipp und zwinkerte mit den Augen, als wollte er dem Prinzen zuraunen, es ist nicht wahr, und er hatte Recht, denn Elisabeth haßte diesen zum Thronfolger bestimmten Stiefsohn, der ihr aber mit gleichen Gefühlen vergalt, wie er über-

haupt nur die eine hervorstechende Eigenschaft besaß, Alles, was fremd hieß, zu verabscheuen.

Diesen jungen Prinzen vermälte man am 22. Jänner 1722, da er noch nicht 16 Jahre zählte, zu Lerma mit der noch nicht dreizehnjährigen Tochter des Regenten von Frankreich, Philipp von Orleans, Luise Elisabeth, eine Ehe, welche man von mancher Seite als Mesalliance betrachtete, da die Mutter der jungen Prinzessin von Asturien eine natürliche Tochter Ludwigs XIV. war. Bald darauf, am 10. Jänner 1724, erließ der König Philipp V., dessen Unfähigkeit zur Regierung sich nicht mehr länger verheimlichen ließ, an den hohen Rath Kastiliens eine Botschaft des unerwarteten Inhalts, er habe beschlossen, die Regierung aller spanischen Lande und Herrschaften in die Hände seines Erstgebornen Don Luis niederzulegen und sich, einzig Gedanken an das andere Leben, an Gott, an das Heil seiner unsterblichen Seele hegend, nach San Ildefonso zurückzuziehen. Philipp und Elisabeth ließen sich noch im Jänner 1724 in einem prächtigen Lustschlosse nieder, das der König mit dem Aufwande vieler Millionen unweit Ildefonso hatte erbauen lassen. Philipp that ein förmliches Gelübde, nie mehr die spanische Krone auf sein Haupt zu setzen, er entließ seine Diener bis auf sechzig, er entsagte selbst der Jagd, bisher seinem einzigen Vergnügen.

Im Frühjahre 1724 bezog das junge Königspaar den Palast zu Buenretiro. Die Königin, die man der Stille eines französischen Klosters, in dem sie erzogen worden war, entrissen hatte, um sie dem ihr ganz unbekannten Prinzen zu vermälen,

konnte durch Lebenserfahrung noch nicht vor den Klippen ihrer Stellung bewahrt werden; bei ihrem Gemal, der sie zwar geliebt haben soll, seine Gefühle aber in sich verschloß, fand sie die nöthige Stütze nicht; ihr leichtes französisches Blut empörte sich gegen den Zwang der Etiquette, nach der jeder ihrer Schritte geregelt werden sollte, die ihr nicht einmal gestattete „d'aller trouver le roi sans permission.“ Um sich von dem spanischen Hofzeremoniel eine Idee zu machen, sei hier erwähnt, daß der bestimmten Hofvorschrift gemäß die Königin im Winter um 9, im Sommer um 10 Uhr sich zu Bett legen mußte, ob sie Schlaf hatte oder nicht. Vergaß des Königs junge Gemalin zur Zeit zu Bette zu gehen, so erschienen die Kammerfrauen noch während der Malzeit, nahmen ihr stillschweigend den Kopfschmuck ab, während Andere sie unter dem Tische entkleideten und so wurde die Königin, ehe sie sich's versah, zu Bette gebracht. Wenn sich der König Nachts in seiner Gemalin Schlafgemach begab, so mußte es vorschriftsmäßig in folgendem komischen Anzug geschehen: die Schuhe mußten eingetreten sein, der Mantel über der Schulter hängen, eine Art von Schild hing an einem Arme; am andern an der Schnur ein silbernes Nachtgeschirr. In der einen Hand hielt der König einen großen spanischen Degen, in der andern eine Blendlaterne und so mußte er — gleichsam heimlich — sich zur Königin schleichen!

Die junge Dame aus Frankreich wollte nicht nur Königin heißen, sondern wenigstens Herrin ihrer eigenen Handlungen sein, stieß aber bei diesem Bestreben auf den entschiedensten Widerspruch ihres Mayordomo, des Marquis von

Santa Cruz, der deshalb bald seine Entlassung nahm, und ihrer Kamerera major, der strengen Gräfin Altamira.*)

Fürst Gallizin, der 1724 russischer Gesandter in Ma-

---

*) So mancher ihrer Vorgängerinnen auf dem spanischen Throne war es nicht besser gegangen, als der jungen, heißblütigen Gemalin des Don Luis I. So war, um nur ein Beispiel zu erwähnen, der Günstling Philipps III., Herzog von Lerma, besorgt gewesen, durch alle Mittel sich die Macht über seinen schwachen König zu bewahren und jene Personen fern zu halten, die ihm gefährlich werden konnten. Vor allem war die junge Königin Margaretha, eine Schwester des Kaisers Ferdinand II., für ihn ein Gegenstand steter Angst und steten Argwohns. Der König liebte seine Gemalin, so weit er überhaupt eines starken Gefühles fähig war, und diese, eine fröhliche und aufgeweckte Dame, suchte nach einem Antheil an der königlichen Macht, da ihr Gemal selbst von derselben keinen Gebrauch zu machen verstand. Dies war es, was Lerma vor allem zu verhindern suchte und auch verhinderte, denn bis in das königliche Schlafgemach hinein wußte er seinen Willen geltend zu machen und jede Vertraulichkeit, die sich auf Staatsgeschäfte bezog, zu verhindern. „Die Königin," schreibt der kaiserliche Gesandte Khevenhiller unterm 10. Jänner 1606 an Kaiser Rudolf II., „ist zum höchsten disgustirt, ja so sehr, daß sie mir oft gesagt, sie wollte lieber zu Grätz eine Stiftkloster-Frau als also Königin von Spanien sein, denn diese Leute ihren Gemal von ihr auf alle Weise zu verführen gedenken und wenn der König nicht so christlich, es schon längst geschehen wäre; Ihr sein alle Hände gebunden, was man ihr zuwider thun kann, das thut man; wenn sie was heimlich redet, so habe man sie in Argwohn, es sei wider die Hertzoge Lerma und Uceda (des Ersteren Sohn, „einen ungehobelten und leeren Menschen") oder die Ihrigen abgesehen; ihren Gemal examinirten sie, was sie mit ihm im Bette redet und haben ihr verboten, bei dem

drid war, erzählte, als er nach Beendigung seiner Mission im Februar 1725 durch den Haag reiste, dem General Debrose: „que la jeune reine se divertissait à courir depuis le matin jusqu'au soir dans le château et même à aller acheter elle même, suivie de toutes ses dames, dans les boutiques au tour des tambours et autres instrumens, amusemens pour les enfans, avec quoi elle se divertissait toute la journée.“ Als ihre königliche Schwiegermutter ihr deßhalb Vorstellungen machte, nahm sie diese nicht mit der gebührenden Ehrerbietung auf, sondern erwiederte, „qu'elle pouvait faire ce qu'elle voulait, qu'elle était reine et non pas elle.“ Während der heißen Sommertage liebte die Königin in leichter Kleidung, von ihren Damen und mehreren Kavalieren begleitet, den schattigen Park zu durchstreifen, sie verlängerte bisweilen diese Spaziergänge bis über die durch das Herkommen festgesetzte Zeit, ja sie soll sogar manchmal es gewagt haben, von ihren Damen gegen jeden etwaigen Aktäon geschützt, sich in den kühlen Fluthen eines Bassins durch ein Bad zu erfrischen. „Sur cela grand bruit, comme si tout eut été perdu.“

Am 3. Juli 1724 war die Königin wieder, wie gewöhnlich gegen Abend mit einigen Hofkavalieren und jungen Damen in den Park gegangen; man belustigte sich mit heiterem Spiele. Der König nahm daran keinen Theil; von

---

Könige um keine Sachen zu intercediren, noch im Bette oder allein mit ihm Negotia zu tractiren; was sie nach Teutschland schreibt, will man wissen und fangen.“

seinem Fenster aus bemerkte er das muntere Treiben und es mochte ihm der Würde seiner Gemalin nicht angemessen erscheinen. Er sendete einen Kavalier ab, um der Königin den in die Form einer Bitte gekleideten Befehl zu überbringen, sie möge in den Palast zurückkehren. Die Königin hielt sich zunächst an die Form und meinte, sofortige Erfüllung des königlichen Wunsches sei nicht nöthig, sie schickte daher den Abgesandten zurück und setzte ihre Unterhaltung fort. Der König, sehr erzürnt, ließ ihr nun auf bestimmte Weise befehlen, sie solle sich zurückziehen. Sie gehorchte, aber mit sichtlichen Zeichen der Ungeduld, des Aergers, die dem Könige, der seine Beobachtungen vom Fenster aus fortgesetzt hatte, nicht entgangen waren. So wie die Königin ihre Gemächer betrat, erschien ein Hauptmann der Garde, der ihr auf Befehl des Königs Arrest ankündigte; eine Wache von 12 Mann stellte sich im Vorzimmer auf, der Eintritt ward Jedermann verboten. Am folgenden Morgen ward die Gefangene, ohne daß der König sie einer Unterredung gewürdigt hätte, im Geheimen nach Madrid gebracht, und dort zur Nachtzeit angekommen, in ihre Zimmer eingeschlossen; der Zutritt zu ihr blieb nur der Gräfin Altamira und dem Oberhofmeister, Marquis von Valero, gestattet; von den Frauen ihrer Bedienung wurden diejenigen gewählt, denen sie am wenigsten geneigt war; die Gefangene ward dadurch so erbittert, daß sie anfänglich weder Speise noch Trank genießen wollte! Nach einigen Tagen erhielt sie jedoch Erlaubniß, ihr Zimmer zu Spaziergängen in dem am Palast befindlichen Garten zu verlassen.

Eine Königin von Spanien im Arrest! Es war ein Ereigniß, unerhört in den Annalen der Geschichte, das natürlich das größte Aufsehen erregte und zu den verschiedenartigsten Vermuthungen Anlaß gab. Sie wurden durch ein Cirkularschreiben, welches der König an die verschiedenen Gesandten erließ und das auch dem französischen Gesandten, Marschall Tessé zuging, nicht berichtigt, da dasselbe sich ziemlich unbestimmt ausdrückte. In Paris glaubte man, es sei Eifersucht des jungen Königs im Spiele und eine Quelle setzt hinzu: „sans outrer le raffinement, on peut soupçonner quelque chose de plus dans le motif d'un procédé de cette nature." Wer aber die Eifersucht des Königs erregt habe, wußte man in Paris nicht; man gedachte nur eines „jeune seigneur de la cour," während Mittheilungen aus Brüssel andeuten, daß man es in Spanien ebenso gut wie ein Menschenalter vorher in Hannover verstanden haben mochte, solche Augen gewaltsam zu schließen, die kecker Frevelmuth bis zur Königin zu erheben gewagt hatte!

Der Marquis d'Aiseau, aus einer vornehmen flämischen Familie, Bruder des Grafen de Peer, ein junger, schöner Mann, war nach Spanien gereist. Seine Briefe meldeten, daß er dort, durch Empfehlungsbriefe unterstützt, bei Hofe sehr wohl empfangen worden sei, plötzlich aber hörten alle Nachrichten von ihm auf: der Marquis war und blieb verschwunden! Es verbreitete sich das Gerücht, er habe die Augen der Königin auf sich zu ziehen gewußt und sich, eitel und ehrgeizig, wie er war, ihr auf eine Weise genähert, die dem Könige nicht entgangen war; es sei ihm darauf be-

fohlen worden, binnen zweimal 24 Stunden Spanien zu verlassen; statt dem Gebote nachzukommen, habe er aber seiner bösen Zunge freien Lauf gelassen und seine Aufmerksamkeiten gegen die Königin fortgesetzt; am Tage ihrer Einsperrung habe man ihn zum letzten Male gesehen. Einige erzählten, d'Aiseau sei getödtet worden, als er auf einer Strickleiter des Nachts die Fenster der Königin vom Graben aus zu erklettern gesucht. Andere wollten wissen, man habe ihn in einer an die Gemächer der Königin stoßenden Gallerie erdolcht und den Leichnam zum Fenster hinabgestürzt; noch Andere verlegten sogar den Schauplatz der That in das Zimmer der Königin selbst. Kurz, das ganze geheimnißvolle Ereigniß der Nacht vom 3. Juli 1724 bildet ein Seitenstück zu dem bekannten tragischen Ende des Grafen Königsmark im Schlosse zu Hannover in der Nacht vom 1. Juli 1694. Aber der Vorfall im Schlosse zu Buenretiro ist fast unbemerkt vorübergegangen, wenigstens bald vergessen worden, während die blutige That im Palaste zu Hannover die Augen von ganz Europa auf sich gezogen hatte.

Lag Wahrheit den vorerwähnten Gerüchten zu Grunde? Endete der Marquis wirklich als Opfer spanischer Eifersucht? Stand sein Verschwinden in Verbindung mit dem Verfahren gegen die Königin? Alle Quellen schweigen darüber, jedenfalls kam der Marquis nicht mehr zum Vorschein; der König ließ sich aber die Ueberzeugung aufdringen, daß die Königin ihrerseits frei von jeder schweren Verschuldung sei, daß sie nur aus jugendlicher Unbedachtsamkeit gefehlt habe. Dies beweist der Umstand, daß die Strafe der Königin nur einige

Tage dauerte. Schon am 10. Juli rief Don Luis I. seine Gemalin von Madrid wieder zurück, er fuhr ihr bis Puento entgegen, ließ sich von ihr die Hand küssen, umarmte sie, hob sie in seinen Wagen, führte sie nach Buenretiro zurück und Eintracht herrschte fortan zwischen dem jugendlichen Königs- und Ehepaare; 17 Kamerariſten und eine Ehrendame der Königin, welche sie bei ihren „Unarten" und ihren Bestrebungen, sich der Etiquette zu entziehen, unterstützt hatten, wurden entlassen. Gleiches Schicksal traf einige Hofkavaliere, welche im Umgange mit den Hofdamen einen allzufreien Geist hatten blicken lassen; endlich wurde ein italienischer Abbate, der sich durch seine Liebesgedichte empfohlen hatte, des Landes verwiesen.

In diese Angelegenheit sollte ein Mann verwickelt werden, der hier als Ritter gekränkter Unschuld (?) auftrat, während er sonst durch seine böse Zunge berüchtigt war. Claude Alexander Comte de Bonneval, aus einer vornehmen, französischen Familie, welche die Grafschaft Bonneval bei Limoges besaß, hatte den französischen Kriegsdienst, weil er sich ungerechter Weise übergangen glaubte, mit dem österreichischen verwechselt und durch seine in den Feldzügen in Italien und Flandern bewährte Tapferkeit und Intelligenz sich zum Feldzeugmeister emporgeschwungen. Im Jahre 1721 bewarb er sich um die Stelle eines Gouverneurs zu Essegg und übersendete dem Referenten Ettel, durch dessen Hände die Sache zu gehen hatte, drei Beutel, jeden mit 100 Dukaten gefüllt. Allein ein anderer Bewerber, General Max Freiherr von Petrasch, trug den Sieg davon. Bonneval verlangte jetzt

seine 300 Dukaten wieder und fertigte, als er sie nicht zurückerhielt, auf Ettel ein Spottgedicht, das mit den Worten begann:

Bonneval a du Dreck
Et Petrasch aura Essek u. s. w.

Der Kaiser lachte herzlich, nicht so Ettel's zahlreiche Gönner und Freunde. Im Jahre 1724 befand sich Bonneval in den Niederlanden, die der österreichische Untergouverneur Marquis de Prié verwaltete. Die Marquise de Prié und ihre Tochter, die Gräfin Aspremont, verbreiteten in Brüssel nachtheilige Gerüchte über die junge Königin von Spanien, deren Ruf in Mittel-Europa der allerschlimmste war und sprachen öffentlich von ihrem „commerce de galanterie“ mit dem Marquis d'Aiseau. Die Marquise sagte einmal in einer Gesellschaft, „quelle ne s'étonnait pas, que le Marquis d'Aiseau eut élevé son ambition jusqu'à une reine, mais que ce que la surprenait, c'était qu'un garçon aussi bien fait eut pu se résoudre à devenir amoureux d'un petit monstre.“ Bonneval rühmte sich, er stamme von den alten Königen von Navarra ab und sei daher mit dem französischen Königshause verwandt. Eine Prinzessin aus diesem, ihm blutsverwandten hohen Hause „un petit monstre!“ beschuldigt, ihre Ehre verletzt zu haben! Der ritterliche Franzose konnte diese Schmach nicht dulden, er trat daher — freilich, wie ein Zeitgenosse schreibt, en veritable Don Quixotte — mit größter Energie für die Angeklagte in die Schranken. Mehrere Herren aus der vornehmen Gesellschaft, welche das, was sie in den Salons der Marquise

de Prié gehört hatten, weiter erzählten, wies er so entschieden zurecht, daß sie verstummten, den Degen des Grafen fürchtend, der ebenso spitzig war wie seine Zunge. Gegen die Marquise aber gebrauchte er diese letztere auf eine so verletzende Weise, daß ihr Gemal, seine Macht benützend, oder, wie Bonneval es betrachtete, sie mißbrauchend, ihn am 3. September 1724 verhaften und auf die Citadelle von Antwerpen bringen ließ. Ein kaiserlicher Befehl setzte ihn im Oktober, doch nur unter der Bedingung wieder in Freiheit, daß er sich auf Ehrenwort nach Gratz begebe; er ward sodann in Wien in Untersuchung gezogen und „wegen seines Benehmens gegen den Marquis de Prié und respektwidrigen Bezeigens gegen den Prinzen Eugen von Savoyen und den Hofkriegsrath" seines Dienstes entlassen und zu einem Jahre Festungsstrafe auf dem Spielberg verurtheilt. Sein Gegner, der Marquis de Prié, hatte aber auch seine Feinde; man warf ihm 1725 in sein Palais einen Zettel mit den Worten: „Nous sommes dans l'anuée sainte et personne ne veut Prier! Tout le monde est las de Prier." Er starb am 13. Jänner 1726 zu Wien, an demselben Tage, an welchem Bonneval seiner Haft entlassen ward. Da man diesem bei seiner Entlassung angedeutet hatte, „daß seine Gegenwart in Wien nicht angenehm fallen würde," so ging er in die Türkei und trat zum Islam über. Er starb als Pascha von zwei Roßschweifen und Beglerbeg von Karamanien im Alter von 72 Jahren am 23. März 1747 zu Konstantinopel.

Das junge Paar auf dem spanischen Königsthrone sollte übrigens nicht lange Gelegenheit finden, die Festigkeit

des durch eine Art Karzerstrafe hergestellten Bandes der Eintracht zu erproben. Der König erkrankte bald darauf an den Pocken und verschied am 31. August 1724, früh um $\frac{1}{2}$3 Uhr. Sterbend ernannte er seinen Vater zum Erben. Das Ministerium des verstorbenen jungen Königs, der Rath von Kastilien und, vielleicht von dieser Behörde gewonnen, vielleicht aber auch aus religiöser Ueberzeugung, der Jesuit Bermudez, Beichtvater Philipp's V., erklärten, daß das im Jänner abgelegte Gelübde ewiger Entsagung auf den Thron unwiderruflich sei. Die Königin Elisabeth dagegen wünschte aus dem langweiligen Ildefonso nach Madrid zurückzukehren. Wie ein Rohr schwankte Philipp V. durch fünf Tage, bis der päpstliche Botschafter Aldobrandini und vier spanische Theologen ein Gutachten ausstellten, daß Philipp bei Gefahr einer Todsünde verbunden sei, das Scepter zu übernehmen. Den 5. September in der Mitternachtsstunde unterzeichnete der wahnsinnige König eine Akte, kraft welcher er sich wieder zum Herrscher von Spanien erklärte.

Nun entstand die Frage über den Aufenthalt und die Stellung der kaum 15jährigen Königswitwe, welche Don Luis in seinem Testamente seinem Vater lebhaft empfohlen hatte. Nach der spanischen Etiquette war sie verurtheilt in ein Kloster zu gehen und bis zu ihrem 40. Jahre ihren Gemal zu beweinen! Der Marschall Tessé schlug vor, man solle sie dem damals zehnjährigen Infanten Ferdinand (als König Ferdinand VI.) als künftige Gattin verloben, da sie nur 4 Jahre älter sei als dieser, ein Vorschlag, der aber bei den Kastiliern den lebhaftesten Widerspruch erfuhr. Die Witwe

selbst sehnte sich in ihr Vaterland zurück, entdeckte diesen Wunsch im tiefsten Geheimniß ihrer Mutter und erlangte durch deren Vermittlung die Genehmigung des Königs Philipp, daß sie ihren Aufenthalt in dem französischen Kloster, in dem sie erzogen worden war, nehmen dürfe. Allein die lebenslustige, von Einigen sogar ausschweifend genannte Dame scheint die Absicht, in jenes Kloster zurückkehren, gar nicht gehegt oder wenigstens dieselbe aufgegeben zu haben, sobald sie die französische Grenze erreicht hatte. Sie reiste am 15. Mai 1725 aus Spanien ab, ward an der Grenze von dem Ceremonienmeister des Granges und in Estampes von dem Prinzen Karl von Lothringen empfangen, der ihr mit einem Detachement der königlichen Garde das Geleite gab. Am 1. Juli traf sie in dem Schlosse zu Vincennes ein, welches zu ihrer Aufnahme hergerichtet worden war. Sie wohnte nun abwechselnd theils daselbst, theils in Paris, wo der König ihr eine Wohnung im Palais von Luxenburg überwiesen hatte. Anfänglich hielt sie einen zahlreichen Hofstaat, und scheint von der ihr gewordenen Freiheit den möglichsten Gebrauch gemacht zu haben. Als der Prinz de Robec, der Chef ihres Hauses, sich im Jahre 1727 einigen von ihr anbefohlenen Anordnungen über ihren Hausstand nicht sofort fügen, sondern deshalb erst in Madrid anfragen wollte, entließ sie ihn auf der Stelle. Vom König von Spanien, der mit ihrem Verhalten nicht zufrieden war, kamen „des ordres très sevères“ mit dem Bedeuten, man werde ihre Pension zurückhalten und ihre Schulden nicht bezahlen, „si Elle ne se conformait à tout ce qu'Elle devait à l'honneur de son

rang et de son caractère," ja selbst der König von Frankreich erließ, als die junge Witwe sich 1728 zeitweilig in das Karmeliterkloster zu Paris begeben hatte, an die Aebtissin „une lettre de cachet," nach welcher ihr nicht gestattet werden sollte, sich von dort zu entfernen. Als ihre Mutter sie am 15. März 1728 zu einer Spazierfahrt abholen wollte, ward ihr dieser Befehl von der Aebtissin eröffnet, mit der Bitte, sich für die Zurücknahme desselben beim König zu verwenden. Diese erfolgte denn auch nach einiger Zeit. Nach dem Ueberstehen einer schweren Krankheit änderte die Königin-Witwe ihre ganze Lebensweise; sie beschränkte ihren Hofstaat und führte, zumal nach dem raschen Verwelken ihrer Jugendblüthe, ein sehr eingezogenes, der Frömmigkeit gewidmetes Leben, oder weniger euphemistisch ausgedrückt, sie wurde eine Betschwester. Ihr Wunsch, die Abtei von Montmartre zu erhalten, fand zwar bei dem Könige keine Genehmigung, allein sie legte sich nun, ohne durch die Klosterzucht gebunden zu sein, freiwillig so strenge Andachtsübungen auf, befolgte die Fasten, trotz zunehmender Kränklichkeit, mit solcher Gewissenhaftigkeit, daß sie ihre Lebenskraft damit erschöpfte. Sie starb im Palais von Luxenburg zu Paris am 16. Juni 1742 noch vor Vollendung ihres 33. Lebensjahres an zurückgetretenem Podagra, wozu sich eine Brustwassersucht gesellt hatte. Ein Courier brachte ihr Herz nach Spanien.

Ihr mürrischer Schwiegervater starb vier Jahre später in völliger Stumpfsinnigkeit und hinterließ das arme Spanien seinem gleichfalls in Wahnsinn endenden zweiten Sohne Ferdinand.

Die genauesten Details über die Klatscherei der Marquise de Prié liefert ein Bündel Briefe von Bonneval und dem berühmten Bibliothekar des Prinzen Eugen, Jean Bernard Rousseau. Die Originale dieser Briefe, aus denen ich das Interessanteste folgen lasse, sind in der Pariser Bibliothek niedergelegt worden. Im fünften entwirft Rousseau mit wenigen Zügen das Bild jenes Marquis de Prié, der in der Folge eine große Rolle in Bonneval's Geschichte spielte. Leute, sagt er, die nicht genug Geist besitzen, um klug zu sein, wollen sich mit einer gewissen Schlauheit durchhelfen, die jederzeit den kleinen Menschen eigen ist. Das mag denn auch das einzige Verdienst des Marquis de Prié sein, der, ob er gleich dieses Land (Belgien) regiert, der platteste, eckelhafteste Mensch ist, den ich kenne. Er wird hier allgemein verabscheut.

Der sechste Brief, vom 18. August 1724, enthält die Geschichte der erwähnten Klatscherei. Vor sechs Tagen, erzählt Rousseau, wollte die Gräfin Aspremont, die älteste Tochter aus dem Hause Prié, Briefe aus Spanien empfangen haben, mit der Nachricht, daß ein gewisser Marquis des Caux, ihr alter Liebhaber, in Spanien ermordet worden sei. Diese Neuigkeit wurde herumgetragen, ohne für's Erste weitere Muthmaßungen hinzuzufügen. Aber Tags darauf fand die Frau Marquise de Prié für gut, in einer öffentlichen Assemblée zu erklären, daß diese Mordthat bloß die Folge eines galanten Umganges sei, den der Marquis mit der Königin von Spanien gepflogen. Er habe alle Warnungen verschmäht und darauf in demselben Palaste, in welchem die Königin

verbannt wohne, die Dolchstiche empfangen. — Der Rheingraf, der bei dieser vornehmen Klatscherei gegenwärtig war und am selben Abend bei Bonneval speiste, hinterbrachte sie diesem brühwarm. Bonneval achtete wenig darauf und meinte, eine solche Impertinenz verdiene nicht herausgehoben zu werden, weil sie von selbst fallen würde. Am andern Morgen erzählte ihm der Graf Lanoy dasselbe, der es nur eben erst aus dem Munde der Frau Marquise vernommen und ihr sehr bitter geantwortet hatte: „sie solle doch nicht glauben, daß der Zutritt zu dem Bette einer Königin von Spanien ebenso leicht sei, wie zu dem der Gräfin von Aspremont."

Indessen wurden die Damen nicht müde, ihr Geschichtchen an den Mann zu bringen. Dem Prinzen von Nassau erzählten sie es mit dem Zusatz: es sei unbegreiflich, wie ein so liebenswürdiger Mann, wie der Marquis des Eaux sich „in ein kleines Ungeheuer habe vergaffen können, welches der Auswurf des Menschengeschlechtes wäre." Der Prinz, der zum Grafen Bonneval kam, um Abschied von ihm zu nehmen, theilte ihm auch diese Verschönerung mit. Der Graf fing an sich zu ärgern, hielt sich aber noch zurück. Als er jedoch am Abend erfuhr, daß das Gerücht in der ganzen Stadt herumlaufe, erklärte er in der Assemblée, die wöchentlich zweimal in seinem Hause gehalten wird, sehr laut: „daß nur Huren und Schelme es ausgesprengt hätten und daß man nur in einem Bordell so niederträchtig von einer französischen Prinzessin und spanischen Königin sprechen könne." Er bat zugleich alle seine Freunde, diese seine Worte überall, wohin sie kämen, zu verlautbaren. Er selbst schrieb die Geschichte

sogleich nach Wien, an befreundete Minister, weil er wohl voraussah, daß es zwischen ihm und dem Hause Prié zu allerlei Weiterungen kommen könnte.

Der siebente Brief ist vom Grafen Bonneval selbst. Er erzählt darin die Begebenheit mit denselben Umständen. Ueberall, sagt er, verkündeten die Marquise und ihre Tochter jene infamen Verleumdungen, bei der Tafel, am Spieltisch, beim Geben und Empfangen der Besuche, oft in Gegenwart des Marquis, der, statt die Unverschämtheit seiner Damen zu zügeln, vielmehr noch einige kalte Spöttereien und boshafte Bemerkungen hinzufügte. Ich habe lange an mich gehalten; da aber Alles hier von Fremden wimmelt und es endlich so weit kam, daß ein Hauptmann vom Regiment Baden mich versicherte, man schwatze schon in Gent von nichts Anderem, und sein Gastwirth habe es ihm sogar vertraut; da bin ich endlich losgebrochen, aus Furcht zu platzen. Mag daraus entstehen, was da wolle. Ich sende Ihnen beiliegende Erklärung, die ich in mehr als zwanzig Abschriften in der Assemblée ausgetheilt habe. Sie werden ohne Zweifel sagen, ich sei ein Narr? Aber Sie kennen mich. In Deutschland gab ich einem preußischen General eine derbe Ohrfeige, weil er bei dem Herzog von Gotha in meiner Gegenwart zu sagen wagte: unser guter alter König Ludwig XIV. sei ein I— F—. Ich habe damals diese Ehrensache so glücklich ausgefochten, daß ich vor ähnlichen mich gar nicht fürchte. Da der Wein einmal angezapft ist, so will ich ihn auch bis auf den letzten Tropfen austrinken und nie dulden, daß man die Ehre unseres königlichen Geblütes antaste. Es muß her-

aus, woher die Weiber diese Geschichte, oder ob sie sie selbst geschmiedet haben? — Ich habe ein zweifaches Recht, mich des beleidigten Rufes unserer Prinzessin anzunehmen; denn durch die Häuser Foix und Albret habe ich die Ehre mit dem königlichen Hause verwandt zu sein. Das hat Heinrich der Große selbst bezeugt, in einem Briefe an das Parlament von Paris, der sich in den Händen meines Schwiegervaters befindet, in welchem er dem Parlament eine Angelegenheit des Herzogs von Biron sehr warm empfiehlt, weil er durch das Haus Bonneval sein wahrer Verwandter sei. — Ich wiederhole die eigenen Worte dieses großen Monarchen nicht aus Stolz, sondern um mir einen Schild für mein Betragen daraus zu machen. Sollte man es mir auch in Wien, als einem kaiserlichen Offizier, verübeln, so muß man doch Rücksicht darauf nehmen, daß ich ein Verwandter der Königin von Spanien bin. Auch wird es sehr gut sein, daß diese Sache mit Ernst betrieben wird, um der Herren Holländer und Deutschen willen, die sich bisweilen ein sehr freies Geschwätz über unsern Hof erlauben.

Die erwähnte, von Bonneval ausgetheilte Erklärung lautete folgendermassen:

„Die Marquise de Prié und ihre Tochter, die Gräfin Aspremont, haben in ihrem Hause, in Gesellschaften, an der Tafel, auch in Gegenwart des Marquis de Prié, Progubernators der österreichischen Niederlande, gesagt und wiederholt: daß sie durch Briefe die Nachricht empfangen, daß ein gewisser Marquis des Eaux zu Madrid sei ermordet worden, weil man ihn Nachts bei der jungen Königin gefunden, die

deshalb von ihrem Gemal und Schwiegervater verstoßen worden. Diese Gespräche sind dem Grafen Bonneval, General des Kaisers, hinterbracht worden, welcher hierdurch in ganz Brüssel bekannt macht, daß die Männer, welche ein solches Geschwätz sich erlauben, elende Schurken, die Weiber Huren und Freudenmädchen sind, welche verdienen, daß man ihnen den Rock von dem Hintern wegschneidet. Von dieser Erklärung nimmt der Graf Bonneval Niemand in ganz Brüssel aus, selbst nicht den Herrn Progubernator und dessen werthe Familie, es wäre denn, daß sie ihm die Wahrheit ihrer gehässigen Anschuldigungen unumstößlich beweisen könnten."

Man kann denken, welchen Lärm eine solche öffentliche Ausforderung erregte. Der Quelle des Gerüchtes mußte nun nachgespürt werden. Bonneval schreibt im achten Briefe: Die Prinzessin Sophie von Hohenzollern, eine Stiftsdame zu Meterbiltz, habe an die Gräfin Aspremont geschrieben, daß Madame de Reve, gleichfalls Stiftsdame daselbst, Briefe von ihrem Bruder aus Spanien erhalten habe, worin die Ermordung des Marquis des Eaux gemeldet werde; aber kein Wort von der Königin. Erst am andern Tage habe es der Frau Marquise de Prié beliebt, hinzuzufügen, daß der König von Spanien ihn habe erdolchen und seinen Leichnam zum Fenster hinauswerfen lassen. Allein das seltsamste von der Geschichte (so fährt Bonneval fort) ist, daß Madame de Reve, an welche wir eine Staffette nach Meterbiltz gesandt haben, erklärt, sie begreife nicht, was man von ihr wolle, denn sie habe seit fünf Monaten keine Zeile aus Spanien erhalten. Beweist das nicht abermals, daß alle Dummköpfe boshaft und alle Boshaften Dummköpfe sind?

Der neunte Brief von einem Grafen du L* an den ersten Sekretär des französischen Premierministers, bestätigt alles, schildert gleichfalls die schwatzhaften Damen als ein paar bekannte Metzen, den Herrn Progubernator als einen Mann, dessen guter Ruf nicht wie Balsam riecht, und den Grafen Bonneval als einen Don Quixote. — Weder der spanische Hof, noch das Haus Orleans, dem die junge Königin entsprossen war, nahmen sich der Sache im geringsten an, ungeachtet Bonneval's Schwiegervater, der Herzog von Biron, Oberstallmeister des Herzogs von Orleans, und mehrere der vornehmsten Herren, alles in Bewegung setzten, um Bonneval zu unterstützen. Dieser schreibt im zehnten Briefe, der Marquis de Prié sei sehr unruhig, weil die spanischen Minister auf dem Kongreß zu Cambray Feuer und Flamme über ihn gespieen hätten. — Im eilften Briefe meldet Rousseau, daß er so eben nach Wien abreise und daß Bonneval einen derben Brief an den Kaiser geschrieben habe, an dessen Hofe die piemontesische Excellenz (nämlich der Marquis) ohnehin nicht gut angeschrieben sei.

Der folgende (12.) Brief, von demselben, ist aus Wien datirt. Es heißt darin: die Sache des Grafen sei in guten Händen. Man mißbillige zwar, das er sich zum Champion einer fremden Prinzessin aufgeworfen, allein man sei doch noch viel mehr gegen den Marquis eingenommen. — Dieser hatte sich indessen herausgenommen, seinen Gegner auf die Festung Anvers setzen zu lassen. Von dort schrieb Bonneval, es sei ihm gelungen, seine Sache aus den Klauen des Prinzen Eugen zu ziehen, dessen Günstlinge gewöhnlich die größ-

ten Schelme im türkischen und römischen Reiche wären. Der Kaiser, sagt er, hat sich insgeheim für mich erklärt und mir es durch den Prinzen von Cardonna, den Präsidenten des Raths von Flandern, schreiben lassen u. s. w. —

Im dreizehnten Briefe meldet Rousseau aus Wien (vom 17. Januar 1725) mit großem Bedauern, daß der Spruch des über Bonneval gehaltenen Kriegsrathes, nachdem er drei Wochen auf des Kaisers Tische gelegen, endlich publizirt worden; der Graf sei verabschiedet und zu fünfjährigem Gefängniß verurtheilt. Indessen bleibe seine Ehre unbefleckt; denn man habe sich des Wortes kassirt nicht bedient. — Der vierzehnte Brief von demselben meldet, daß auch der Marquis in Ungnade gefallen und daß man nie so streng gegen Bonneval würde verfahren sein, wenn er nicht einen unanständigen Brief an den Prinzen Eugen geschrieben hätte, in dem er ihm seine blinde Anhänglichkeit an den Marquis bitter vorwirft und den Prinzen gleichsam herausfordert. Darum habe der Kaiser nicht weniger thun können. Es sei gewiß, daß er den Grafen liebe und seine Verdienste schätze.

Der fünfzehnte Brief ist von der Gräfin Bonneval an den Grafen D*. Mir scheint — schreibt sie — daß der Wiener Hof meinen Gemal hart behandelt, indem er ihm den Spielberg zur Wohnung anweist. Noch mehr beunruhigt mich aber Bonneval's Aufenthalt im Haag, von wo aus er einen Courier abgesandt hat, um Erläuterungen einzuholen. Er hat sein Ehrenwort gegeben, sich zu stellen. Im Haag geht er frei herum. Das ist vielleicht schon mehr als zu viel für seine mächtigen Feinde, um ihn ins Verderben

zu stürzen. Ich habe ihm einen Vertrauten mit der Post gesendet, um ihm diese Bemerkungen mitzutheilen.

Der sechszehnte Brief von Rousseau aus Wien schildert die Bestürzung von Bonneval's Freunden über dessen Entschluß, im Haag zu bleiben. Dieser Schritt hat sehr üblen Eindruck gemacht, uns allen den Mund versiegelt und die Hände gebunden. Leider befindet er sich nicht im gleichen Falle; er hat wie ein Rasender geschrieben und, weil er wohl vorausgesehen hat, daß wir seine Briefe nicht abgeben würden, so schickt er sie gerade mit der Post an ihre Adressen. — Der Herzog von Ahremberg hatte bereits alles so gut eingeleitet; man wußte schon, daß man den Grafen nicht länger als vier und zwanzig Stunden auf dem Spielberg würde gelassen haben, um doch dem Prinzen Eugen eine Schein-Genugthuung zu geben. Das Alles haben wir ihm durch Vertraute zugeflüstert. Aber nun hat er selbst alles verdorben, indem er vom Haag aus gerade an den Prinzen die härtesten Dinge geschrieben. Stellt er sich nicht, so wird er zitirt und kassirt. Stellt er sich, so hat er es mit dem Prinzen zu thun, der, da er mächtig genug war, einen so allgemein gehaßten Menschen wie den Marquis zu schützen, natürlich auch mächtig genug sein wird, sich selbst gegen den einzelnen Bonneval siegreich zu vertheidigen. Dieser hat, durch sein unbesonnenes Betragen, Niemanden genützt als dem Marquis und Niemanden geschadet, als sich selbst."

So weit gehen die Nachrichten über diese unanständige Klatscherei und deren Folgen.

Das Geheimniß der Kurfürstin.

Der Kurfürst Friedrich Christian von Sachsen regierte nur wenige Wochen, vom 5. Oktober bis 13. Dezember 1763; er erlag im 41. Lebensjahre den Kinderpocken und einem hinzugetretenen Schlagflusse. Von seinen ersten Lebensjahren an hatte der arme Prinz keine dauerhafte Gesundheit gehabt, denn seine Mutter, Maria Josepha von Oesterreich, eine häßliche und stolze, aber sehr fruchtbare Dame, hatte sich, in guter Hoffnung lebend, auf einer Jagd über ein angeschossenes und noch flüchtiges Reh dergestalt erschreckt, daß sie einen Knaben gebar, der beinahe bucklig war und wirkliche Rehbeine hatte, während Brust, Arme und Kopf wohlgebildet erschienen.

In seinem fünf und zwanzigsten Jahre vermälte man den armen, mißgestalteten Friedrich Christian mit Maria Antonia, einer Tochter des Kurfürsten von Baiern und nachmaligen Kaisers Karl VII. Diese junge Dame, von welcher in unserem Buche noch wiederholt die Rede sein wird, war nicht schön, sie hatte etwas von der Häßlichkeit ihrer Mutter — einer Schwester der Kurfürstin von Sachsen — geerbt;

außerdem war sie einmal von den Pocken befallen gewesen, die verschiedene Narben auf ihrem Gesichte zurückgelassen hatten; auch Figur hatte diese Prinzessin wenig, sie war klein und ungestaltet gebaut; dagegen zeigte sich bei ihr der ganze Geist ihres Vaters, seine galanten Neigungen und auch seine Thorheiten, wie er sie in vergangenen Tagen geliebt hatte. Aus der Ehe des rehbeinigen Friedrich Christian und dieser sehr lebenslustigen Dame gingen sechs Kinder hervor, von denen zwei Söhne dem Vater in der Regierung folgten. Wie sehr der Geist dieses armen Herrn und seine Ausbildung durch seinen unglücklichen Körperbau gelitten haben mögen, zeigt das Beispiel, daß er einst an der Hoftafel die naive Frage vorbrachte, ob es denn nicht möglich sei, auf einem Landwege nach England zu gelangen.

Friedrich Christians Nachfolger, Friedrich August III., der spätere erste König von Sachsen (1763—1827), war bei dem Tode seines Vaters erst 13 Jahre alt, weßhalb der Oheim des jungen Erben, der despotische Prinz Xaver, durch 5 Jahre Sachsen „administrirte.“

Als Friedrich August mit 18 Jahren Ende 1768 an das Staatsruder trat, suchte er nach bestem Wissen und Gewissen die ihm als Regent obliegenden Pflichten zu erfüllen und duldete namentlich die Einmischung in die Regierungsgeschäfte durch Andere nicht. Er hatte allerdings seine Rathgeber, sie wurden aber von ihm sorgfältig geprüft, ehe er sie dazu erhob. Diese höchst lobenswerthe Vorsicht raubte auch der Kurfürstin-Witwe, seiner Mutter, all ihren bisherigen Einfluß, wenn man denselben unter der Administration des Prinzen

Xaver auch nicht als bedeutend bezeichnen kann. Immerhin aber war es eine Macht, die sie jetzt unter der Regierung ihres Sohnes ganz verlor. Sie ging 1769 außer Landes, zuerst nach Potsdam zu Friedrich II., wahrscheinlich um ihn in Bezug auf gewisse Pläne, die jedenfalls schon damals in ihrem Gehirne spuckten, auszuforschen. Sie scheint kein besonderes Glück bei ihm gehabt zu haben (Friedrich August war der erste sächsische Fürst, welcher, ohne sich deßhalb mit Oesterreich geradeweg zu verfeinden, mehr zu Preußen hinneigte, mit dessen Herrscher er ein enges Freundschaftsbündniß schloß), denn sie trat gleich darauf eine Reise nach Italien an und kam im Jahre 1772 nach Rom, wo sie den berühmten Mengs besuchte; auch stattete sie um dieselbe Zeit dem Sänger Farinelli, welcher sich augenblicklich in Bologna befand, einen Besuch ab.

Die Kurfürstin Witwe hatte unter der Administration des Prinzen Xaver eine jährliche Einnahme von 60.000 Thalern; nachdem ihr Sohn die Regierung angetreten hatte, erhöhte er ihre Apanage um mehr als das Doppelte, auf 130.000 Thaler und händigte ihr außerdem eine Summe von 500.000 Thalern auf einmal ein. Sie glaubte trotz alledem mit diesen Bezügen die Kosten ihres Hofstaates nicht bestreiten zu können und beschloß deshalb, sich in industrielle Unternehmungen einzulassen. Ein Jahr vor dem Regierungsantritte ihres Sohnes hatte sie bereits in Großenhain eine großartige Kattunfabrik angelegt, die sie jedoch später (1774), weil sie kaum soviel eintrug, als die Verwaltung derselben kostete, verkaufen mußte. In Dresden eröffnete sie eine bai-

rische Bierbrauerei, die noch jetzt vorhanden ist, ihr aber ebenfalls keinen wesentlichen Gewinn brachte. Durch diese und noch andere Spekulationen war bald ihr Kapital von 500.000 Thalern bis auf den letzten Heller ausgegeben, und um sich wieder emporzuhelfen, versetzte sie sogar ihre Diamanten und sonstigen Geschmeide. Dies geschah zuerst in Genua. Beim Einlaufen ihrer Apanage wurden die Kostbarkeiten zwar wieder eingelöst, doch im Jahre 1775 zu Rom abermals, wenn auch zu niedrigeren Zinsen verpfändet. Bald kam es dahin, daß die von ihren Gläubigern immer mehr bedrängte Fürstin sich wiederholt mit der Bitte an ihren Sohn wenden mußte, daß er ihre Schulden übernehmen möchte. Allein dieses Gesuch ward mit Entschiedenheit abgeschlagen. Der ehemalige Generaladjutant des Prinzen Xaver, Marchese Pierre d'Agdolo, ein schlauer und galanter Höfling, befand sich damals in der Umgebung der in Verzweiflung gestürzten Kurfürstin Witwe.

„Durchlaucht sind traurig," sagte er eines Tages mit gewinnender Freundlichkeit.

„Soll ich es etwa nicht sein, Marchese?" seufzte Maria Antonia in großem Unmuth. „Was soll ich machen? Diese Krämerseelen peinigen mich bis auf's Blut. Und an alledem hat nur mein Sohn Schuld, der mir eine so unbedeutende Summe jährlich zur Verfügung stellt. Was soll ich mit einer Kleinigkeit von 130.000 Thalern beginnen?"

„Nun," bemerkte d'Agdolo, „das ist noch kein Grund, sich traurig stimmen zu lassen. Es wird doch ein Ausweg zu finden sein."

„Aber wo und wie? Rathen Sie!"

„Je nun," unterbrach der Marchese die fürstliche Frau, „haben Durchlaucht nach dem dereinstigen Hintritte Ihres Bruders des Kurfürsten Maximilian Joseph, nicht Ansprüche auf die bairische Erbschaft?"

„Das schon, indessen —"

„Verkaufen Sie diese Ansprüche an Seine Durchlaucht den Kurfürsten von Sachsen; verpfänden Sie ihm noch außerdem Ihren Diamantenschmuck —"

„Wird er den Handel eingehen?"

„Ich übernehme es, Eurer Durchlaucht seine Einwilligung zu überbringen."

„Sie wissen doch, daß er sich geweigert hat, meine Schulden zu bezahlen."

„Das allerdings, jedoch hatte er dafür nicht die geringste Sicherheit. Jetzt treten Durchlaucht ihm Ihre Rechte auf die bairische Erbschaft ab, geben ihm überdies noch Ihre Diamanten und es müßte drollig zugehen, wenn er Ihnen nicht entgegenkäme. Verlassen Euer Durchlaucht sich auf mich. Ich werde Alles zum Besten meiner gnädigsten Gebieterin einzurichten wissen!"

Maria Antonia war nach diesem kurzen Gespräche wie umgewandelt; sie scherzte und lachte und meinte zuletzt noch, daß ihre Erbschaft in Baiern einen eigentlichen Werth für sie doch nicht habe.

Während sie nach München reiste, wo die Unterhandlungen mit dem Kurfürsten von Sachsen aufgenommen werden sollten, begab sich d'Agdolo nach Dresden zurück, um

mit demselben die nöthige Rücksprache zu nehmen. Maria Antonia wollte übrigens Geld haben, nicht nur um ihre Schulden zu bezahlen, sondern um einen Anschlag auszuführen, der uns diese Frau in ihrer ganzen Verkommenheit zeigt. Sie versammelte die Damen ihres Hofstaates um sich und eröffnete ihnen, daß sie die Absicht habe, für ihren zweiten Sohn, den Prinzen Karl, der ebenso gebrechlichen Körpers wie der verewigte Vater und deshalb der Liebling der Mutter war, in die Schranken zu treten. Als ihre Umgebung sie nicht zu verstehen schien, wurde sie deutlicher in ihrer Rede und sagte etwa Folgendes: „Ich bin es dem Prinzen Karl schuldig, ein Geheimniß zu entschleiern, durch das er bisher seiner Rechte beraubt gewesen. Freilich kann und werde ich dadurch in den Augen der Welt meinen Ruf verlieren; allein ich will lieber diesen als die Ruhe meines Gewissens einbüßen. Ich muß Ihnen gestehen, meine Damen, und die älteren von Ihnen werden dies auch längst vermuthet haben, daß der Kurfürst von Sachsen, Friedrich August III., kein Sohn meines verstorbenen Gemals ist. Ich habe mir damals einen Fehltritt zu Schulden kommen lassen, den ich heute bitter bereue, zumal dadurch eine Ungerechtigkeit hervorgerufen worden ist. Es ist aber, als ob das Sprichwort, daß ein Verbrechen stets ein anderes erzeuge, eine untrügliche Wahrheit enthalte. Zuerst bin ich meinem Gemal untreu gewesen, sodann habe ich ein fremdes Kind in meine Familie eingeschmuggelt und drittens ist der Prinz Karl um den Kurhut betrogen worden. Ich habe keine Ruhe weder bei Tag noch bei Nacht; ich muß

das Unrecht wieder gut zu machen suchen. Ich werde öffentlich meine Schande bekennen, damit Prinz Karl, welcher der eigentliche Kurfürst ist, zu seinem Rechte gelange. Sie, meine Damen, müssen mich hierin unterstützen. Die Meisten von Ihnen kennen mein damaliges sträfliches Verhältniß und wissen auch, wer mein Verführer ist. Sie werden über mich nicht den Stab brechen, denn Sie werden ebenfalls Ihre Schwächen haben. Ich werde mein Geständniß niederschreiben und Sie werden es durch Ihre Unterschrift bestätigen. Es ist mein Todesurtheil."

Es ist eine bekannte Sache, daß Hofschranzen sich niemals weigern zu thun, was höchsten Orts befohlen wird. Auch die Damen Maria Antonia's, wenn gleich sehr erstaunt über das Geständniß ihrer Gebieterin und auch überzeugt, daß es eine totale Unwahrheit enthalte, kamen ihrem Wunsche bereitwilligst nach. Hierauf ging die Kurfürstin Witwe noch einen Schritt weiter in der Darlegung ihres abscheulichen Projektes.

„Wir haben," sagte sie, „in dem Marchese d'Agdolo einen überaus schlauen Verbündeten. Er befindet sich jetzt in Dresden und wird die dortigen Hofkreise auf das Ereigniß vorbereiten, das wir hier in Ausführung bringen werden. Ich will mein Geheimniß zuerst dem Reichstage in Regensburg mittheilen, der dann das Uebrige veranlassen wird." —

Wir müssen zugestehen, daß Maria Antonia ihren Plan sehr gut entworfen und daß sie es verstanden hatte, sich eines Verbündeten zu versichern, dessen Schlauheit nicht

allein, sondern dessen persönliches Interesse ein glückliches Gelingen desselben fast bestimmt voraussetzen ließ. Der Marchese d'Agdolo war nach Niederlegung der Administration des Prinzen Xaver mit 600 Thalern jährlichen Gehaltes pensionirt worden. Dies Geld reichte natürlich nicht hin, seine Bedürfnisse, wozu eine Menge galanter Abenteuer gehörte, zu decken. Als Pensionär war sein Einfluß bei Hofe auch nicht mehr von der Art, daß sein hochmüthiger Geist hätte befriedigt werden können. Mit seiner Gemalin, der verwitweten Gräfin Rutowska, einer gebornen Fürstin Lubomirska, lebte er nicht zusammen, dennoch unterstützte ihn diese Dame anhaltend mit Geld, das er theils mit einem Fräulein von Vieth, theils mit einigen anderen Damen vom Hofe leichtsinnig verbrachte. Er war also in der That der Mann, auf den sich Maria Antonia verlassen konnte. Setzte sie ihren Anschlag durch, Friedrich August zur Entsagung zu zwingen und den Prinzen Karl auf den Thron zu bringen, so stand es fest, daß sie einen unbeschränkten Einfluß auf die Regierungsgeschäfte erlangen würde; d'Agdolo würde dann ihr Rathgeber geblieben sein und auf diese Weise war für Beide gesorgt. Die Annahme der Kurfürstin Witwe, im Namen ihres Sohnes Karl regieren zu können, war nicht so unwahrscheinlich und stützte sich auf folgende Gründe:

Dieser Prinz Karl war mit ganz gesundem Körperbau zur Welt gekommen und berechtigte zu den schönsten Hoffnungen. Da plötzlich, etwa in seinem eilften Jahre (1762), trat eine derartige Verkrümmung seiner Gliedmassen ein, daß man seinen unglücklich gebauten Vater im Verhältniß

noch als schön und gerade hätte bezeichnen können. Das erscheint auch ziemlich natürlich, wenn wir bedenken, daß aus einem schlechten, verkümmerten Samenkorn niemals eine schöne gesunde Pflanze erzielt werden kann. Trotz seiner Mißgestalt wollte ihn seine frivole Mutter zu einer Vermälung veranlassen, obgleich es zweifelhaft bleibt, ob sie eine passende Partie für ihn gefunden haben würde. Denn Karl konnte ohne Hilfe gar nicht gehen und mußte, wohin er wollte, mittelst eines Rollstuhles gebracht werden. Daß ein solcher Mann keine Neigung zum Regieren haben würde, lag offen auf der Hand und daß er aus Dankbarkeit und Liebe zu seiner Mutter deren Mitregierung angenommen hätte, ist über allen Zweifel erhaben.

Der Plan der Kurfürstin Witwe war gut angelegt, aber er gelang dennoch nicht. Unbedeutende Kleinigkeiten sind zuweilen die Ursachen ganz unerwarteter Ereignisse! Diese Behauptung wird durch Maria Antonia's Fall vollständig bestätigt! Weil sie unter der Regierung ihres ältesten Sohnes keinen Einfluß auf dieselbe erlangen und nebenbei mit ihrer Apanage nicht auslangen konnte, stellte sie sich selbst in die Kategorie der niedrigsten weiblichen Geschöpfe und erklärte ihren Sohn für die Frucht eines in ihrem Stande doppelt verbrecherischen Verhältnisses. Sie bedachte nicht, was sie that!

Sie raubte dem Sohne nicht allein den Vater, sondern auch die Mutter, denn eine Frau, die so kühn ist, mit der Behauptung hervorzutreten, sie habe Ehebruch getrieben, kann unmöglich noch auf die Liebe des aus diesem Ehebruche hervorgegangenen Kindes rechnen. Maria Antonia war diese

Liebe auch gleichgültig, sie würde sonst nicht gewagt haben, ihren Sohn von dem Throne seines Vaters stoßen zu wollen. Zu den unbedeutenden Kleinigkeiten, von denen wir so eben sprachen, soll auch ein galantes Verhältniß des Marchese d'Agdolo gehört haben. Unter den Hofdamen Maria Antonia's befand sich ein junges Fräulein, das dem Italiener mit leidenschaftlicher Liebe ergeben war und bei der ersten Gelegenheit, welche derselbe sehr gut herbeizuführen verstand, sich ihm auf Gnade und Ungnade ergab. Man sagt, d'Agdolo habe, nachdem er seinen sinnlichen Lüsten gefröhnt, sich um das Fräulein nicht weiter gekümmert, und als ihn die gefallene Schönheit unter dem Geständniß, daß sie Mutter zu werden befürchte, bat, er möge sich mit ihr vermälen, ruhig geantwortet: Sie langweilen mich, meine Gnädigste!"

Diese Dame ist natürlich mit in der Umgebung der Kurfürstin-Witwe gewesen, als die hohe Frau von ihrem skandalösen Vorhaben Mittheilung machte. Kaum hatte sie vernommen, daß der Marchese eine Hauptrolle in diesem Drama spiele, als sie auch sofort beschloß, denselben zu vernichten. Es war nicht blos Rache für gekränkte Eitelkeit und verschmähte Liebe, sondern hauptsächlich Eifersucht. Die Kurfürstin Witwe hatte offen eingestanden, in ihrem Umgange mit den Männern nie gewissenhaft gewesen zu sein, konnte sie jetzt nicht wieder in einem galanten Verhältniß zu d'Agdolo stehen und konnte er nicht gerade der Gebieterin wegen sie zurückgewiesen haben?

Eifersucht macht blind, sagt man, und wir werden

bald sehen, daß das Hoffräulein in der That ganz blind gewesen sein muß. Der Marchese war sicher nur durch seinen Ehrgeiz veranlaßt worden, den Plänen der Kurfürstin Witwe zu dienen. Von sinnlicher Liebe zu der bereits 52 Lenze zählenden Dame war keine Spur.

Das Hoffräulein (leider verschweigt unsere Quelle ihren Namen und läßt dadurch die ganze Begebenheit sehr an Wahrscheinlichkeit einbüßen) versuchte nun vor allen Dingen sich eine Abschrift des Dokumentes zu verschaffen, welches von der Kurfürstin verfaßt und von ihren Hofdamen unterschrieben worden war. Dies gelang ihr schon in einer der nächsten Nächte. Bei diesem Beginnen fielen ihr noch mehrere andere wichtige, auf die Sache bezügliche Papiere in die Hände, die sie gleichfalls kopirte.

Während dies an dem Hofe Maria Antonia's in München sich zutrug, war der Marchese überaus thätig in Dresden gewesen. Friedrich August hatte alle ihm von demselben Namens seiner Mutter gemachten Vorschläge genehmigt und sich bereit erklärt, gegen Abtretung der Ansprüche Maria Antonia's auf den Allodialnachlaß beim Aussterben des kurbairischen Hauses und gegen Einhändigung ihres in Rom versetzten Diamantenschmuckes alle ihre Schulden zu bezahlen. Zu diesem Zwecke hatte er einen Betrag von 300.000 Thalern und außerdem noch die Pfandsumme des Diamantenschmuckes bestimmt. Maria Antonia und ihr Vertrauter schien ihrem Ziele ganz nahe zu sein, das ihnen jedoch von einer Seite, an die sie gar nicht gedacht hatten, ganz unerwartet entrückt wurde.

Die junge Hofdame hatte inzwischen eine Abschrift aller wichtigen Dokumente an den Berliner Hof gesendet, da Friedrich II., wie sie wußte, in einem innigen Freundschaftsverhältniß zu dem Kurfürsten von Sachsen stand. Die Dame folgerte ganz richtig. Wenn die Mittheilungen, welche Friedrich August III. empfangen sollte, aus Berlin von seinem königlichen Freunde kamen, mußten sie einen ungleich mächtigeren Eindruck hervorrufen, als wenn sie sich selber zur Uebersenderin derselben gemacht hätte. Möglich auch, daß sie mit Friedrich dem Großen auf besserem Fuße stand als mit Friedrich August III.

Es war Alles im besten Geleise in Dresden. Der Schatzmeister des Kurfürsten, geheimer Rath Adolf Alexander von Zehmen, war, mit der nöthigen Summe Geld versehen, bereits nach München gereist, um die Entsagungs-Urkunde von der Kurfürstin-Witwe vollziehen und selbe nebst dem Diamantenschmuck sich behändigen zu lassen. Als ihren Bevollmächtigten hatte Maria Antonia, doch sicher nur zum Schein, ihren Kammerzahlmeister und Legationsrath Hewald bezeichnet, von dem sie auch behauptete, daß er ihre Diamanten in Verwahrung habe. Der Marchese d'Agdolo hatte Befehl von der Kurfürstin Witwe, um jeden möglichen Verdacht schon im Keime zu ersticken, vorläufig noch in Dresden zu verweilen und erst Mitte September 1776 die Reise nach Regensburg anzutreten. An dem Betragen des Marchese ließ sich auch nichts Auffallendes entdecken; er besuchte seine gewöhnlichen Gesellschaften, kam öfter nach Hofe und wiegte sich in vollständiger Sicherheit. Er hatte auch nicht bemerkt, daß sein

Thun und Lassen beobachtet wurde, was zwar nicht Seitens des Kurfürsten, wohl aber von einem zweiten Vertrauten der Kurfürstin-Mutter geschah. Die hohe Dame empfing von beiden Emissären regelmäßige Berichte, und da Einer von dem Andern nichts wußte, so konnte sie sich um so leichter überzeugen, welcher von Beiden redlich oder unredlich seine Mission erfüllte. Eine derartige Maßregel hat bei einer so klugen Frau, wie Maria Antonia war, nichts Auffallendes, und wir werden auch sehen, daß dieselbe ihr einen außerordentlichen Vortheil verschaffte, wenn auch in ganz anderer Weise, als sie bezweckt hatte.

Der Marchese d'Agdolo hatte sich bereits vom Kurfürsten beurlaubt, um, wie er vorgab, an den Hof der Kurfürstin Witwe zurückzureisen. Friedrich August, der noch keine Ahnung von der Unnatürlichkeit seiner Mutter hatte, schien mit der ganzen Angelegenheit wohl zufrieden und bewilligte ohne Rückhalt den erbetenen Urlaub. Am 16. September 1776 wollte d'Agdolo seine Reise antreten und begab sich den Abend vorher noch zu seiner gewöhnlichen Spielpartie in das Haus des geistreichen geheimen Kammer- und Bergrathes Friedrich Wilhelm Ferber. D'Agdolo ahnte nicht, daß an einem andern Orte der Residenz, im kurfürstlichen Schlosse, in demselben Augenblicke über ihn Gericht gehalten wurde. Ein preußischer Kurier war an diesem Abende angekommen, der den Kurfürsten unverzüglich zu sprechen verlangte. Da er seine Sendung als höchst wichtig bezeichnete und da er überdies von Friedrich II. kam, so stand man keinen Augenblick an, ihn dem Kurfürsten zu melden. Er wurde auch

ohne Säumen vorgelassen und theilte Friedrich August III. alle Details des mütterlichen Anschlages mit. Der Kurfürst wollte seinen Ohren nicht trauen und brachte, obwohl der vor ihm stehende Kurier ein Vertrauter seines königlichen Freundes war, seine Zweifel vor. Dies hatte Friedrich II. vorausgesehen und deshalb die Abschriften der bezüglichen Dokumente, welche er von dem Hoffräulein empfangen hatte, beigefügt. Aber noch immer konnte der Sohn an die Unnatürlichkeit der Mutter nicht glauben; sie sprach ja jedem mütterlichen und menschlichen Gefühle Hohn! Als der Abgesandte des Königs von Preußen die Unschlüssigkeit des Kurfürsten gewahrte, sagte er:

„Die Original-Dokumente befinden sich in den Händen des Marchese d'Agdolo, der morgen damit nach Regensburg reisen und sie dem Reichstage vorlegen wird."

„Ah!" rief Friedrich August gedehnt, „dieser d'Agdolo ist ein Spitzbube — gut —"

Er ließ augenblicklich die Mitglieder des geheimen Rathes zusammenrufen und legte ihnen die Anklage, welche gegen seine Mutter erhoben wurde, vor. Einstimmig ward die Verhaftung des Marchese beschlossen und General Schiebell mit der Ausführung dieser Maßregel als Generaladjutant des Kurfürsten beauftragt.

Der in dem Ferber'schen Hause versammelten Gesellschaft fiel es durchaus nicht auf, daß der General Schiebell erschien, da dieses Haus als Sammelplatz der distinguirten Personen Dresdens galt; als derselbe aber mit ernster Miene um Entschuldigung bat, eine Störung des noch im besten Gange

befindlichen Vergnügens zu verursachen, da stutzte man allgemein und manches Gesicht entfärbte sich.

„Ich komme im Namen Seiner Durchlaucht des Kurfürsten," begann der General, die peinliche Stille unterbrechend, zu dem Herrn des Hauses, „um hier eine Verhaftung vorzunehmen."

„Ich kann Sie nur bitten, Ihre Schuldigkeit zu thun, Herr General," versetzte der geheime Kammerrath. „Befindet sich in meinem Hause ein Verbrecher, so werde ich selbst gerne die Hand zu seiner Arretirung bieten."

„Ich bin überzeugt, das thut jeder von uns auch," fügte d'Agdolo bei, indem er aufstand und sich an Schiebell wendete, in dessen Uhlanen-Regiment er im siebenjährigen Kriege seine militärische Laufbahn begonnen hatte; „gebieten Sie über mich, General! Ich stehe gerne zu Diensten, wenn ich meinem gnädigsten Gebieter von Nutzen sein kann."

Wäre der Generaladjutant nicht ein so kreuzbraver Mann gewesen, der das Vorhaben, das gegen seinen Herrn im Schilde geführt wurde, vom Grund seiner Seele verabscheute, er würde durch die kecke Sprache des Marchese ganz zuverlässig in nicht geringe Verlegenheit gerathen sein. Dies konnte aber unter den obwaltenden Umständen nicht der Fall sein. Ruhig und mit Würde sagte er: „Ich bin erfreut, daß Sie der Erste sind, Herr Oberst, der mir Beistand zu leisten verspricht, ungeachtet ich desselben nicht bedürftig bin. Sie, Herr Marchese d'Agdolo, sind mein Arrestant."

Ein Schlaganfall kann keinen heftigeren Eindruck auf einen Menschen hervorbringen, als Schiebell's Worte auf den

Marchese. Sein Antlitz wurde leichenblaß, die Füße versagten ihm den Dienst und er taumelte rückwärts gegen einen Tisch.

„Ich?" stotterte er endlich. „Wie ist das möglich?"

Der General zuckte mit den Achseln, sprach aber kein Wort. Der Marchese begann von Neuem, sobald er nur ein wenig Herr seiner Aufregung geworden, aber in etwas gewählteren Ausdrücken seine Zweifel kund zu geben. Es konnte ihm nichts helfen, er mußte seinem ehemaligen Obersten folgen. Beide begaben sich in die Wohnung d'Agdolo's, wo sämmtliche Papiere, welche für den Reichstag in Regensburg bestimmt waren, vorgefunden, in Beschlag genommen und noch am nämlichen Abend dem Kurfürsten vorgelegt wurden. Der Marchese selbst ward unter starker Militärbegleitung noch um 10 Uhr Abends nach dem Königsstein gebracht, um sein übriges Leben im Gefängnisse zu verbringen.

Der Marchese hatte auf alles, auch auf seine Verhaftung schon vorher gedacht, so wenig dies nach dem Schrecken, den er bei seiner Festnehmung zeigte, vermuthet werden konnte. Man fand bei der bei ihm vorgenommenen Hausdurchsuchung auch ein versiegeltes, an den Kurfürsten adressirtes Paket, das demselben auf d'Agdolo's Wunsch sofort übergeben werden sollte. Der General Schiebell, welcher den Kurfürsten in höchst übler Laune (wie dies auch nicht anders sein konnte) verlassen hatte, rieth davon ab; als d'Agdolo indessen auf sein Ehrenwort versicherte, daß dieses Paket die nothwendigen Aufschlüsse enthalte und auch ohne das eingetretene Ereigniß dem Kurfürsten zugestellt worden wäre, entschloß sich Schiebell, es seinem Gebieter zu überreichen.

Von welcher Art diese Aufschlüsse waren, ist nie bekannt geworden. Wahrscheinlich ist d'Agdolo darin als Ankläger der Kurfürstin Witwe aufgetreten, um im Falle der Entdeckung straflos zu bleiben. Die nachfolgenden Umstände scheinen diese Annahme einigermassen zu bestätigen. Am nächsten Tage empfing der Marchese einen ebenfalls versiegelten Brief des Kurfürsten, von dessen Inhalt auch nie etwas bekannt geworden ist. Wider Erwarten wurde er sehr anständig behandelt, ihm auch seine bisherige Pension unverkürzt weiter ausbezahlt. Später begann er an der Brust zu leiden und da erhielt er sogar die Erlaubniß, zur Wiederherstellung seiner Gesundheit nach Pirna zu gehen, wo seine Bewachung eine so überaus schonende war, daß Niemand darauf aufmerksam wurde. Die Gräfin Rutowska besuchte ihn niemals in seinem Gefängnisse, sie starb schon 1778 im Alter von 56 Jahren, dagegen konnte man das Fräulein von Vieth ungemein oft bei ihm finden. Auch wurde er in dem Empfange seiner Besuche von keiner Seite beschränkt.

Aus allem diesem geht deutlich hervor, daß Friedrich August III. weder von seiner Schuld noch von seiner Unschuld vollständige Ueberzeugung hatte. Eine wirkliche Untersuchung gegen ihn zu verhängen, um das Eine oder Andere festzustellen, schien nicht thunlich, da die Kurfürstin-Witwe dadurch stark kompromittirt und ihr Sohn vielleicht in die Nothwendigkeit gerathen wäre, eine Strafe wider sie zu verhängen.

Unterdessen war es in München am Hofe Maria Antonias nicht weniger bunt hergegangen. Kaum war die Festnahme ihres Emissärs in Dresden erfolgt, als auch derjenige,

welcher den Marchese zu beobachten hatte, sofort die sächsische Residenz verließ und mit Kurierpferden nach München eilte. Maria Antonia faßte sich schnell; sie suchte noch in derselben Nacht ihren Kammerzahlmeister Hewald auf und theilte ihm mit einem vielsagenden Blicke mit, daß sie ihn auf unbestimmte Zeit beurlaube. Hewald verstand seine Gebieterin und verschwand eine halbe Stunde später mit dem Diamantenschmucke.

Am nächsten Tage sollte die Vollziehung der Entsagungsakte durch Maria Antonia stattfinden. Die Kurfürstin-Witwe bat den kurfürstlichen Schatzmeister von Zehmen, sich in die Wohnung ihres Kammerzahlmeisters zu begeben und dort die Diamanten in Empfang zu nehmen, während sie selbst die andere Angelegenheit in Ordnung bringen wollte. Herr von Zehmen fand natürlich den Kammerzahlmeister der Kurfürstin nicht, stattete darüber Rapport ab und erhielt die Genehmigung, dessen Zimmer erbrechen zu lassen.

Die Kurfürstin-Mutter heuchelte ausgezeichnet gut ein tödtliches Erschrecken, durch welches auch Herr von Zehmen getäuscht wurde. Sie mußte zu Bett gebracht und der Arzt herbeigerufen werden. Am nächsten Tage schrieb sie an ihren Sohn, daß sie auf das Entsetzlichste von dem Marchese d'Agdolo und von Hewald betrogen und bestohlen sei und bat ihn, die Verhaftung dieser beiden Räuber mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu veranlassen. Maria Antonia ging ebenso schlau zu Werke wie ihr Verbündeter d'Agdolo; allein wir glauben, daß der Kurfürst weder durch diesen noch

durch sie selbst gewünschter Maßen getäuscht worden ist. Alles, was sie durch ihre Manöver hatten erreichen können, war höchstens die in dem Benehmen des Kurfürsten bemerkbar gewordene Unentschiedenheit. Er konnte nicht wissen, wer Recht hatte, und das Zartgefühl verbot ihm, eine förmliche Untersuchung zu verhängen.

Hewald hatte sich mit dem Schmucke seiner Gebieterin nach Frankfurt am Main begeben, woselbst er auf Antrag Friedrich Augusts durch einen Offizier seiner Schweizergarde, Nickelwitz, verhaftet und am 22. Januar 1777 nach Dresden gebracht wurde. Auch dieser Mann mußte ein Gefängniß auf dem Königsstein beziehen, wurde aber schon im Jahre 1778 wieder auf freien Fuß gesetzt. Vermuthlich war er in der Antretung des Entlastungsbeweises glücklicher als d'Agdolo gewesen. Zwei Jahre später, am 23. April 1780, starb die ränkevolle Kurfürstin-Witwe, ohne daß eine Auseinandersetzung mit ihrem Erstgebornen erfolgt wäre; am 8. September 1781 segnete auch der krüppelhafte Prinz ~~Xaver~~ Karl, dem sie den Kurhut Friedrich Augusts zugedacht hatte, das Zeitliche.

Als zwanzig Jahre nachher der Marchese d'Agdolo am 27. August 1800 gestorben war, beauftragte der Kurfürst den Kommandanten des Königsteins, General von Boblick, sämmtliche Briefschaften des Verschiedenen genau zu untersuchen und ihm darüber Bericht zu erstatten. Dieser Bericht bestand in der Uebergabe einer Menge Schriftstücke, von denen Friedrich August III. einige las, dann aber unter Thränen dieselben verbrannte. Nach einer anderen Angabe sollen diese Schriften in einem Wandschranke in des Kurfürsten eigenem Zim-

mer verwahrt gewesen und erst nach seinem Tode vernichtet worden sein.

Als der Marchese d'Agdolo seinen Tod herannahen fühlte, stattete er dem Kurfürsten für seine Großmuth und Gnade den innigsten Dank ab; er mag doch wohl gefühlt haben, wie schwer er diesen Fürsten beleidigt hatte. D'Agdolo ist 23 Jahre und 5 Monate lang, mit geringen Unterbrechungen, welche seine Gesundheit erheischte, Gefangener des Königsteins gewesen.

So wenig glücklich Friedrich August als Sohn war, so traurige Erfahrungen sollte er auch als Gatte machen. Er hatte etwa vier Wochen nach seinem Regierungsantritte, am 17. Januar 1769, mit achtzehn Jahren Maria Amalia Augusta von Zweibrücken, deren Bruder Maximilian Joseph erster König von Baiern wurde, geheiratet; ein anderer ihrer Brüder, der berüchtigte Herzog Karl von Zweibrücken, erwählte sich fünf Jahre darauf Friedrich Augusts Schwester Maria Amalia, zur Gemalin. Auf diese Weise war eine doppelte Verwandtschaft der Höfe Sachsens und Baierns eingetreten.

Die Gemalin des Kurfürsten Friedrich August zählte erst siebzehn Jahre, war schön und liebenswürdig und schien mit unendlicher Zärtlichkeit und Treue an ihm zu hängen. Ihr beiderseitiges Glück wurde nur dadurch getrübt, daß die junge Frau lange Jahre keine Aussicht hatte, Mutter zu werden. Erst am 21. Juni 1782, also nach bereits dreizehnjähriger Ehe, schenkte ihr Gott eine Tochter, welche die Namen Maria Augusta empfing und das einzige Kind dieser lan-

gen Ehe blieb. Sowohl in den Hofkreisen als auch in den übrigen Schichten der Bevölkerung machte sich jedoch ein gewisses Mißtrauen gegen die Vaterschaft Friedrich August's geltend, wenn man dasselbe auch geradeweg nicht allzulaut werden ließ. Dieses Mißtrauen soll hauptsächlich der Friseur der Kurfürstin, ein hübscher artiger Mann, veranlaßt haben. Er hatte täglich bei der jungen und liebenswürdigen Dame dienstlich zu thun und soll sich mit ihr nachher auch noch in Privatverbindungen eingelassen haben. Ob irgend etwas Wahres hierin liegt, ist niemals recht aufgeklärt worden; doch so viel steht fest, daß beim Auftauchen dieses undelikaten Gerüchtes, das auch der Kurfürst erfuhr, der galante Friseur verabschiedet und kein neuer Friseur männlichen Geschlechtes mehr angenommen wurde. Friedrich August befahl, daß seine Gemalin sich fernerhin von ihrer weiblichen Bedienung frisiren lassen solle.

Der Ruf von der galanten Liebenswürdigkeit der Kurfürstin erstreckte sich selbst bis nach Rußland. Katharina II. suchte für ihren Sohn 1771 eine Gemalin und beauftragte mit der Wahl derselben den Baron von Asseburg. Derselbe empfahl ihr eine Schwester der sächsischen Kurfürstin, allein die Kaiserin, die es doch durchaus nicht nothwendig hatte, sehr splitterrichterisch vorzugehen, sagte darauf: „Ich muß diese Partie ausschlagen, weil die Aufführung ihrer Frau Schwester keineswegs für sie spricht.“ Die Prinzessin Maria Augusta, für deren Vater ein Haarkräusler gehalten wurde, blieb unvermält, ungeachtet sie schon 1791 dem Erzherzoge Karl und 1810 dem Kaiser Napoleon versprochen worden war.

So unglücklich Friedrich August als Sohn und Gatte war, so schwere Tage erlebte er als König von Napoleons Gnaden. Den Worten getreu, die er nach der Jenaer Schlacht zu Herrn von Gagern gesagt hatte: „Zwei Mal stand es in der Hand dieses mächtigen Mannes, mich zu verderben, und er that es nicht! Dessen werde ich immerdar eingedenk sein!“ harrte er bei Napoleon bis nach der Schlacht bei Leipzig aus und verlor dafür auf dem Wiener Kongresse beinahe sein halbes Königreich ohne allen Ersatz.

Dem lebensmüden, 77 jährigen, vielgeprüften Greise folgte sein Bruder Anton (1827—36), wie überhaupt in Sachsen seit 1763 bis zum heutigen Tage niemehr der Sohn dem Vater in der Regierung sukzedirte; dem Könige Anton folgte dessen Neffe Friedrich August II. (Sohn des Prinzen Maximilian, vierten Sohnes des kontrakten Friedrich Christian und der ränkevollen Maria Antonia) bis 1853 und seither regiert dessen Bruder König Johann.

So unglücklich Friedrich August als Sohn und Gatte war, so schwere Tage erlebte er als König von Napoleons Gnaden. Den Worten getreu, die er nach der Jenaer Schlacht zu Herrn von Gagern gesagt hatte: „Zwei Mal stand es in der Hand dieses mächtigen Mannes, mich zu verderben, und er that es nicht! Dessen werde ich immerdar eingedenk sein!" harrte er bei Napoleon bis nach der Schlacht bei Leipzig aus und verlor dafür auf dem Wiener Kongresse beinahe sein halbes Königreich ohne allen Ersatz.

Dem lebensmüden, 77 jährigen, vielgeprüften Greise folgte sein Bruder Anton (1827—36), wie überhaupt in Sachsen seit 1763 bis zum heutigen Tage niemehr der Sohn dem Vater in der Regierung sukzedirte; dem Könige Anton folgte dessen Neffe Friedrich August II. (Sohn des Prinzen Maximilian, vierten Sohnes des kontrakten Friedrich Christian und der ränkevollen Maria Antonia) bis 1853 und seither regiert dessen Bruder König Johann.